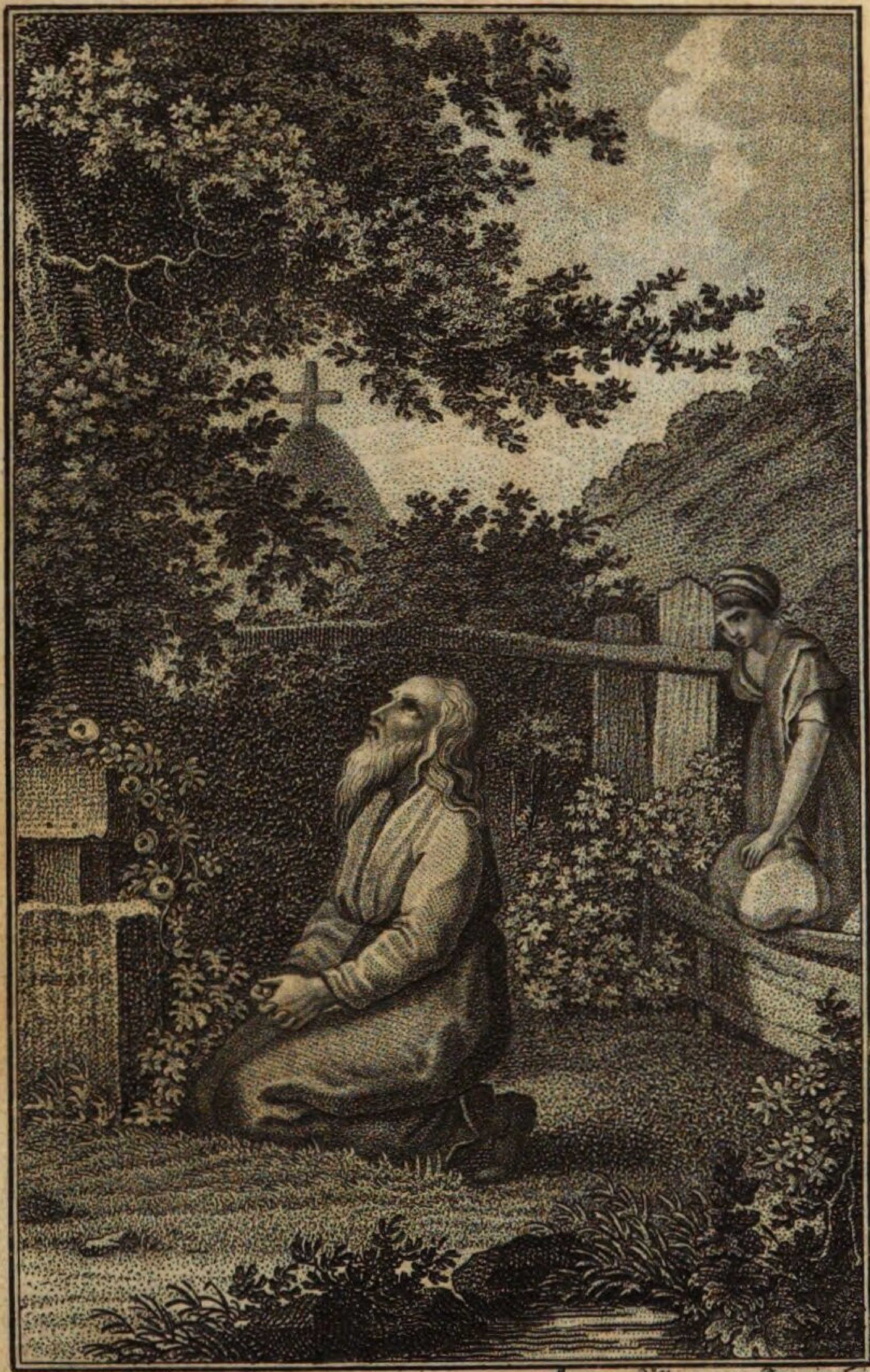
d. Pr.
1237-2 Glatz

~~Paedag. 41. N° 155~~

~~Glatz~~

R



gez. von H. Ramberg in Hanover — gesto: von Böttger aus Dres: in Leip:

Der betende Einsiedler.

157

Iduna

ein
moralisches
Unterhaltungsbuch
für
die weibliche Jugend
von
Jakob Glatz.

Zweyter Band.

Zweyte verbesserte Auflage.

Die Wahnsinnige.

Frankfurt a. M. bei Friedrich Wilmans.

1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Iduna.

Ein
moralisches Unterhaltungsbuch
für die
weibliche Jugend
von
Jacob Glatz.

Zweytes Bändchen.

Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

I.

Das blinde Fräulein von Paradies in Wien.

Sehr oft hört man von Menschen, die in Kenntnissen, so wie im Guten, keine bemerkbaren Fortschritte machen, die Entschuldigung: „das übersteigt meine Kräfte!“ — „das kann ich nicht!“ — „das ist mir unmöglich!“ Gewöhnlich ist es Mangel an gutem Willen, an der nöthigen Anstrengung und der gehörigen Beharrlichkeit, was ihr Fortschreiten hindert. Wie viel der Mensch

vermöge, beweiset unter andern auch die Geschichte mancher Blinden, die, trotz der ungünstigen Lage, in der sie sich in Rücksicht ihrer Bildung befanden, sich dennoch einen hohen Grad von Cultur zu verschaffen wußten. So brachte es z. B. der blinde Saundernson, ein Engländer, so weit, daß er über die höhere Rechen- und Meßkunst so wie über Naturlehre Vorlesungen hielt; der blinde Dr. Heinrich Moyes besaß große Kenntnisse in der Mathematik, Musik und Chemie, und der blinde John Mattalf war Baumeister und Aufseher der Straßen in England. Das Fräulein Maria Theresia von Paradies, Tochter des Regierungsrathes und Consistorialpräsidenten von Paradies in Wien, ist ein noch lebender Beweis, wie viel der Mensch durch Anstrengung und Beharrlichkeit selbst dann vermag, wann ihm einer jener Sinne

fehlt, die zu unsrer geistigen Bildung fast unentbehrlich zu seyn scheinen. Ein fleißiger Beobachter dieses Fräuleins, der einsichtsvolle Dr. M. Wagner in Wien, hat bereits vor mehrern Jahren einen sehr lesenswerthen Bericht über dasselbe in einer seiner Schriften abdrucken lassen. Nicht ohne Vergnügen werden die Leserinnen der Iduna Einiges daraus lesen.

Das noch lebende Fräulein von Paradies trat mit unverletzten Sinneswerkzeugen auf die Welt, so erzählt Herr Dr. Wagner. Ihre hellen, großen braunen Augen ließen ihre rechtschaffenen Aeltern das Unglück nicht ahnden, welches ihnen so nahe lag. Die ersten körperlichen Kräfte des Kindes fingen an sich zu entwickeln; sie lernte lallen und gehen. Sie lief endlich in allen Zimmern herum und unterhielt sich mit Spie-

lereien. Eines Tages bemerkte die Mutter plötzlich, daß das Kind, welches damahls nicht über dritthalb Jahre alt war, an verschiedene Gegenstände anstieß. Allein sie hielt dieses Anstoßen für die Folge der Unachtsamkeit, und ermahnte dasselbe, sich mehr in Acht zu nehmen und aufzumerken. Das Kind versetzte zwar darauf, daß es nichts sehe, aber man hielt diese Antwort für eine bloße Entschuldigung der Ungeschicklichkeit und für leere Ausflucht. Da man indessen die vermeintliche Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit öfters bemerkte, wurde man aufmerksamer auf alles. Man hielt dem Kinde verschiedene Sachen vor, und da es bey seiner Behauptung, daß es nichts sehe, verblieb, so versprach man ihm kleine Geschenke zu geben, wenn es sagen würde, was man ihm vorhielte. Um das Versprochene zu erhalten, griff dasselbe mit den Händen

nach dem Gegenstande und suchte ihn durch das Gefühl zu erkennen. Nun gingen den Aeltern die Augen auf Einmahl auf, und sie waren von der Blindheit ihres Kindes überzeugt. Es ist leicht zu erachten, daß sie keine Mühe und Kosten gespart haben werden, um dem unglücklichen Kinde das Gesicht wieder zu verschaffen. Die meisten Aerzte erklärten die Krankheit für eine Folge des Nervenschlags, der die Sehnerven getroffen hätte. Bis zu dem sechszehnten Jahre des Fräuleins wurde alles Mögliche versucht, um dieses Uebel zu heben, aber ohne den mindesten Erfolg.

Gleich von Anfang wurde das Fräulein von Paradies, in Rücksicht ihrer Bildung, wie eine Sehende behandelt, und man war immer darauf bedacht, sowohl ihr Herz als auch ihren Verstand gehörig zu bilden, und den Trieb zur Thätigkeit durch allerley ihrem

jedesmahligen Alter angemessene Arbeiten zu unterhalten. Ihr lebhafter und thätiger Geist und ihre große Wißbegierde gaben den aufmerksamen Aeltern die Mittel an die Hand, sie nach und nach zu vervollkommnen. Schon als ein Kind von fünf Jahren hörte sie mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn man ihr etwas vorlas. Sie hatte überdieß vielen Umgang mit andern Kindern, mit denen sie stets wetteiferte, und deren Anführerinn und Rathgeberinn sie öfters abgab. Als eines dieser Kinder das Clavier spielen lernte, hörte sie demselben sorgfältig zu, und bemühte sich die Stücke, welche sie spielen hörte, nachzuspielen. Dieß brachte die Aeltern auf den Gedanken, ihrer wißbegierigen Tochter, welche damahls acht Jahre alt war, ein Clavier anzuschaffen, und ihr den Sohn eines Schulmeisters, der ein wenig klimperte, einstweilen zum Lehrer zu geben. In der ersten

Unterrichtsstunde kannte sie schon alle Tasten, und in der dritten lernte sie eine Menuet spielen. Hat sie dieß gelernt, sagte ihr Vater, so lernt sie auch mehr, und ließ sie in der Musik fortfahren. Nach einem Monathe spielte sie schon ein kleines Concert. Da sie nun anfing, ihren bisherigen Meister zu übertreffen, so bekam sie einen andern Lehrer in der Musik, Nahmens Fuchs, welchem sie vieles verdankte. Darauf erhielt sie einen Flügel, und bekam Herrn Richter zum Lehrmeister, bey welchem sie die Geschwindigkeit im Spielen lernte. Sie spielte Concerte von Bach und allen großen Meistern jener Zeit. Sie spielte auch die Orgel mit großer Fertigkeit, ließ sich bey allerley Gelegenheiten und in den meisten Kirchen der Stadt und in den Vorstädten Wiens hören. Die Kaiserinn Maria Theresia gab ihr, aus eignem Antrieb, eine Pension von 200 Gulden.

Hierauf wurde der k. k. Kapellmeister, Herr Kozeluch, ihr Lehrer, dem sie Geschmack in der Musik verdankt. In der Folge lernte sie von Herrn Righini und dem k. k. Kapellmeister Salieri singen, was sie jedoch mehr als eine Nebensache behandelt. In der Composition erhielt sie Unterricht von Herrn Kapellmeister Friebert.

Sie ließ sich auf ihren Reisen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und England auf dem Forte-Piano hören, und erhielt überall Beyfall. Die von ihr componirten Lieder, Balladen, Cantaten und Opern haben viele Vorzüge. Sie schildert darin die Leidenschaften schön, wahr und rührend. Wenn sie ein Stück componirt hat, so singt und spielt sie es auf dem Forte-Piano, und dictirt es Tact für Tact einem Musikverständigen, der es dann aufschreibt. Um die Stücke anderer Meister zu lernen, läßt sie

sich dieselben entweder auf dem Forte-Piano oder auf der Violin vorspielen, und das Gehör ersetzt ihr die Augen. Sie faßt alles sehr leicht, und lernet auf diese Art, ohne viele Mühe, in kurzer Zeit die schwersten Stücke. Da sie nun so viele Concerte, Sonaten u. s. w. von verschiedenen Meistern spielt, so muß sie, um selbige im Gedächtnisse zu erhalten, täglich eine gewisse Anzahl von ihnen durchspielen, und sie hat mehrere Wochen mit der Wiederhohlung zu thun, bis sie mit allen fremden und eigenen Stücken fertig ist. Vor einigen Jahren lernte sie auch die Quitarre spielen. Nebst diesem gibt sie noch einigen jungen Freundinnen Unterricht, welches ihre täglichen Beschäftigungen vermehrt. Besonders verdient angemerkt zu werden, daß sie vor einigen Jahren ein junges gesichtloses Frauenzimmer in der Musik unterrichtete. Sie wurde nähmlich in einem Hause bekannt,

wo eine Familie mit sechs Kindern schwer zu leben hatte. Unter diesen befand sich ein blindes Mädchen von sechszehn Jahren, welches ohne allen Unterricht aufgewachsen, ganz unbehülflich, unwissend, unthätig und folglich sehr unglücklich war. Das harte Schicksal dieses Mädchens ging ihr zu Herzen, und sie erboth sich, für ihre Bildung zu sorgen. Aber welche Riesenarbeit! Dieses Mädchen war beynahe nichts mehr als der roheste Naturmensch, und durch das Bewußtseyn einer gänzlichen Ohnmacht niedergeschlagen. Weinen war ihre tägliche Beschäftigung, und Muthlosigkeit der stärkste Zug in ihrer Gemüthsart. — Fräulein von Paradies suchte daher zuerst den Muth dieser Person aufzurichten, und ermahnte sie, ihre Kräfte zu sammeln, sich aufzuheitern, und an ihr selbst ein Beyspiel zu nehmen. Sie stellte ihr vor, sie würde in der Folge überzeugt werden,

daß man auch ohne das Licht der Augen die Welt genießen, und glücklich seyn könne. Der Erfolg rechtfertigte diese Hoffnung, und das Mädchen fing wirklich an, das Leben, welches sie zu verabscheuen schien, angenehmer zu finden. Und weil das Unangenehme und das Unglück bey den Gesichtlosen zum Theil auch daher zu kommen scheint, daß sie sich wenig beschäftigen, so suchte das Fräulein von Paradies ihre gesichtlose Schülerinn möglichst zu beschäftigen. Sie lehrte sie das Stricken, die Karten kennen, und ließ sie auch im Spielen unterrichten. Vom Clavierspielen hatte diese Person nicht den geringsten Begriff, und war so ausserordentlich ungeschickt mit Händen und Fingern, daß ausser einer Paradies, die gewohnt ist, jeder Schwierigkeit Trotz zu bieten, sich schwerlich ein Meister gefunden haben würde, welcher nicht die Geduld verloren hätte, und an der

Möglichkeit, sie zu unterrichten, verzweifelt wäre. Nach einiger Zeit spielte dieselbe schon Sonaten und Concerte.

Obgleich die Musik eine Lieblingsbeschäftigung des Fräuleins von Paradies ausmacht, so setzt sie doch weder ihrem Fleiße noch ihrer Geschicklichkeit in andern Kenntnissen Grenzen. Sie strickt gut, in ihrer Jugend machte sie auch Spitzen, rechnet mit großer Fertigkeit, und hat auch in der Geometrie große Fortschritte gemacht. In der Jugend war Geographie eines ihrer Lieblingsstudien. Ihre Landcharten sind auf Leinwand geklebt, die Grenzen und Flüsse hat man auf denselben mit feinem Drahte und seidenen Schnüren, das Meer mit darauf geleimten Sand, und die Städte, nach Verhältniß ihrer Größe, mit verschiedenen Perlen bezeichnet, welche daran geheftet sind.

Um andern ihre Gedanken schriftlich mitzutheilen, bediente sie sich ehedem einer kleinen Handpresse, vermittelst welcher sie alles und zwar orthographisch richtig abdruckte. Auf diese Art correspondirte sie vor ihrer Reise mit mehrern Personen, besonders aber mit ihrem blinden und sehr geschickten Freunde, Herrn Weissenburg in Mannheim, mit dem blinden Dichter Hofrath Pfeffel, mit der Frau von la Roche und mehrern andern. Da sich aber ihr Briefwechsel seit ihrer Rückkehr von Reisen sehr erweitert hat, so gab sie das Drucken ihrer Briefe auf, weil es ihr zu viel Zeit kostete, und wählte dafür das geschwindere Dictiren.

Der Tanz gehört zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Sie tanzt nicht nur Deutsch, sondern auch Menuet und Englisch, und spielt alle Kartenspiele, am liebsten aber Ombre und Whist. Die Kennzeichen, an welchen

sie die Karten erkennt, sind zwey bis drey Nadelstiche. Die Mitspielenden sprechen, was sie spielen, laut aus, und sie gibt ihre Karten so geschwind hin, als jeder andere. Auch schiebt sie gerne Kegel, bey welchem Spiele sie im Durchschnitte mehr gewinnt als verliert.

Da sich die Gesichtslosen genöthigt finden, bei dem Mangel des Gesichts die übrigen Sinne, besonders das Gehör und das Gefühl, zu üben, so ist die Feinheit und Vollkommenheit dieser Sinne bey ihnen meistens feiner als bey den Sehenden. Es gibt Gesichtslose, welche mit Hülfe des Gefühls Farben von einander unterscheiden, und die ächten Münzen von unächten abzusondern wissen. Bey andern ist die durch den ganzen Körper zerstreute Fühlbarkeit so groß, daß sie jede Veränderung der Atmosphäre und die Annäherung der Körper fühlen, und von

ihrer Entfernung, Nähe, Größe, vermittelst der Einwirkung der Luft auf den Körper, und besonders auf die Gehörwerkzeuge, urtheilen können.

Wenn Fräulein von Paradies nicht zerstreut und auf ihre Gefühle aufmerksam ist, so empfindet sie deutlich, wenn sie sich einem in ihrem Wege stehenden, besonders größerem Körper nähert. Sie gehet im ganzen Hause wie ein Sehender herum. Wenn Sessel oder Tische, aus ihrer Ordnung gerückt, ihr im Wege stehen, so geschieht es zuweilen, daß sie an dieselben anstößt; aber selten wird sie an einen ihr im Wege stehenden Menschen stoßen, vornehmlich wenn er in ihrer Größe, oder noch größer ist. Beym Eintritt in ein fremdes Zimmer, in welchem sie nie war, erkennt sie, ob es groß, mittelmäßig, oder klein ist. Auch kann sie, wenn sie etwa in die Hälfte des Zim-

mers gekommen ist, bestimmen, ob dasselbe mehr lang oder mehr breit, oder ob es rund ist. — Wenn man sie auf der Straße führt, so merkt sie leicht, wo eine Gasse an ihrer Seite herauskommt; das kann sie vermuthlich vermittelst des Luftzugs bestimmen, wiewohl sie es auch bey der größten Stille der Luft erkennt. Wenn sie im freyen Felde von ohngefähr bei einem Gebäude oder Garten vorbeigeführt wird, so entgehet nichts ihrer Aufmerksamkeit. Sie erkundigt sich, wem das Haus oder der Garten gehöre. Das Sonderbarste aber ist, daß sie erkennt, ob ein Garten mit Planken, Geländer oder Staffeten umgeben ist. Ein seltsames Beispiel ihres feinen Gefühls erfuhr einer ihrer Freunde. Er führte sie auf einem Spaziergange im Grase, in der Entfernung von drey bis vier Schuhen, längs einer Allee hin. Man sprach vom Gefühle naher Gegenstände.

Daß ich fühle, sagte sie, davon will ich Sie gleich überzeugen. Zu meiner Rechten stehen einzelne Bäume in gerader Linie; geben Sie mir Ihr Stöckchen, damit ich hinüberreichen, und Ihnen jeden Baum zeigen kann. Wirklich schlug sie damit im Vorbeygehen auf jeden Stamm, zog jedesmahl die Hand wieder zurück, und so oft sie einem andern in die Nähe kam, streckte sie den Arm aus, und schlug darauf, so daß sie unter zwanzig Bäumen nicht Einen verfehlte.

Von dem Weltsystem hat sie einen klaren Begriff. Sie kennt den Lauf der Planeten, und weiß, wie Sonnen- und Mondfinsternisse sich ereignen.

Die Schönheit der äußerlichen Gestalten bestimmt sie durch das Gefühl, und das Anfühlen der Statuen gewährt ihr ein großes Vergnügen. In dem Müllerschen Kunst-Cabinet und Antiken-Saal findet sie daher auf-

serordentliches Vergnügen, und es ist zu verwundern, welche Bemerkungen sie daselbst macht. Lachende, zornige, weinende, sanfte und ruhige Gesichter kennt sie auf der Stelle. Sie kann sich gewisse Leidenschaften und verzerrte Gesichter so klar und lebhaft vorstellen, daß sie sich in ihrer Einbildung zuweilen Gesichter erschafft, über die sie selbst laut auflachen muß; z. B. kleine, dickbackige Gesichter mit breiten aufgestutzten Nasen; lange, hohlbackige, neidische, geitzige, hochtrabende, aufgeblasene, hochmüthige Gesichter. Auch drängen sich ihr in melancholischen, stillen und einsamen Stunden zuweilen solche Gesichter auf, vor denen sie sich fürchtet. Dieß geschah ihr, z. B., einmahl, als sie mitten in einer Sommernacht in einem offenen Wagen mit zwei Freundinnen über Land fuhr. Diese schliefen, es herrschte eine Todesstille, und ihre Phanta-

sie fing an ihr Zauberspiel zu treiben. Es dünkte ihr, es hüpfe ein kleines dickes Männchen mit breiten Lippen neben dem Wagen her, und bläcke die Zähne gegen sie. Es überfiel sie hierauf ein Schauer, und es kostete ihr viele Mühe, sich dieses Phantasiebildes zu entledigen.

Wie die Farben aussehen, weiß sie nicht, und wer könnte ihr wohl dieselben begreiflich machen? Sie ist aber zufrieden damit, daß sie sich aus Hörensagen gewisse Regeln des Schicklichen und Anständigen in Ansehung der Verbindung der Farben gemerkt hat, nach welchen sie im gemeinen Leben sehr wohl fortkommt. Sie weiß, z. B., daß himmelblau, rosenroth, meergrün Farben der Jugend sind, und vornehmlich die Blonden sehr gut kleiden, daß eine schwarze Kleidung dem Wuchse ein feineres Ansehen gibt als eine weiße. Auch wählt sie die Zeuge und

Farben zu ihrer Kleidung alle selbst, und niemahls würde sie sich überreden lassen, ein Kleid zu nehmen, welches grün und gelb, schwarz und grün, oder grün und blau wäre. Ihr Kopf und ihre Kleidung sind ihre eigene Wahl, und sie hat ihre kleinen Eitelkeiten in diesem Punkte eben so gut, als jedes andere Frauenzimmer. Bei ihrer Toilette zieht sie ihr Gefühl sehr fleißig zu Rathe, und nennt scherzweise die Finger ihre zehn Augen oder ihren Spiegel. Ihre Verwandten und Freunde, welche mit ihr vielen Umgang pflegen, und an ihre Handlungen gewohnt sind, vergessen sich oft, daß sie mit einer Blinden zu thun haben. Es ereignet sich oft, daß ihre Freunde sie über Gegenstände des Gesichts zu Rathe ziehen, z. B. beim Einkauf von Zeugen, Bändern, Blumen u. dgl. Man zeigt ihr alles, und man ist nicht zufrieden, wenn ihr eine Sa-

che mißfällt. Hier ist ein merkwürdiges Beyspiel dieser Täuschung. Einer ihrer Freunde, der sie fast täglich sieht, und welcher um seine Gesundheit sehr besorgt ist, und daher jede Kleinigkeit hoch aufnimmt, klagte einstens gegen sie über Augenschmerzen. Sie antwortete ihm mit angenommenem Ernste: lassen Sie doch sehen, wie Ihre Augen aussehen. Er stellte sich vor sie hin; sie that, als wenn sie ihm scharf ins Gesicht sähe, schüttelte den Kopf und sagte: das glaube ich gerne, daß Sie Augenschmerzen haben! auf dem linken Auge ist ja ein weißes Fell. — Er schrie laut auf vor Schrecken, lief zum Spiegel, und wurde erst aus ihrem Lachen gewahr, daß er sich irre.

Eine immerwährende Beschäftigung ist die Folge der Thätigkeit ihres Geistes. Sie ist im Stande, indeß sie auf das Clavierspie-

len Acht gibt, zu stricken, Briefe zu dictiren, und sich zugleich frisiren zu lassen.

Ihre vorzüglichsten Unterhaltungen sind das Spazieren in angenehmen Gegenden, Lectüre, Theater und Musik. Sie weiß einer Gegend vor der andern den Vorzug zu geben. Sie kann aufs höchste entzückt werden, wenn sie durch ein Dorf fährt, wo sie den Gang einer Mühle, dreschen und andere ländliche Arbeiten hört. Nicht weniger ergetzt sie der Wohlgeruch der Feldblumen, die Weiche des Grases und das Geblöcke des Viehes. Sie irrt daher mit Vergnügen in den Wäldern herum, wo sie das Rauschen der Bäume, den lieblichen Gesang der Vögel und das Rieseln der Bäche vernimmt. Am liebsten verweilt sie bei einem Wasserfall. Sie erkennt durch das Gehör, ob sie sich bei einem Bache, Strom oder Fluß befindet. Das Lesen macht ihr so viel Freude, daß man sich bei

ihr durch nichts mehr einschmeicheln kann, als wenn man ihr, während sie auf dem Claviere spielt, etwas Interessantes vorliest. Im Umgange mit vertrauten Freunden ist sie sehr lustig, und sie belebt gewöhnlich die Gesellschaften, welche aus ihren Freunden und näheren Bekannten bestehen. Große Staatsgesellschaften sind ihr unerträglich, machen sie mürrisch, und veranlassen in ihr das peinliche Gefühl der langen Weile. — Sie ist in vielen Stücken ihren Mitschwestern ein wahres Muster der Nachahmung.

II.

Emilie.

Die Sonne neigte sich; ihre letzten Strahlen vergoldeten die mit Reben bepflanzten Hügel um **Grünau**, und Henriette Trautenthal saß mit ihrer geliebten Mutter auf einer grünen Anhöhe, die Augen nach dem schönen Schauspiele der Natur gerichtet. Traulich legte sie ihre rechte Hand auf die Hand der Mutter, drückte sie sanft und sagte ganz leise: O wie schön! wie schön!

Die Mutter erwiderte mit heiterm Sinn: Du hast Recht, meine Tochter! es ist ein

schöner Anblick! Wie sanft sie sich neigt, die liebe Sonne! wie sie noch bei ihrem Hintritte die Erde mit Freundlichkeit anlächelt und verschönert. So ist auch der Hingang des Guten und Frommen aus diesem Leben der Prüfung. Freundlich lächelt er noch am Ende seiner Tage die Welt an, freundlich sieht er auf seine vollendete Laufbahn zurück, und sinkt heiter in die Arme des Todes, um in einer andern Welt in verklärter Gestalt von neuem aufzutreten, und auf dem Wege der Tugend fortzuschreiten. Liebe Henriette, daß auch dein Leben sich endigen möge, wie der heutige Tag, daß dein Ende dem schönen Hingange der Sonne gleiche!

Henriette gab der zärtlichen Mutter durch einen herzlicheren Händedruck zu erkennen, daß sie die Bedeutung der gesprochenen Worte verstehe, und die Hoffnungen und Wünsche der Mutter erfüllen wolle. Reinheit des

Herzens, sagte diese jetzt zu ihr, und ein frommer, edler Sinn, der sich auch im Aeusserlichen, durch ein sittsames, bescheidnes Betragen, äußert, sey immer dein Theil, fehle dir nie!

Mutter und Tochter standen auf, und kehrten unter traulichen Gesprächen nach Hause zurück. Henriette bekannte, dieß wäre ein sehr schöner Abend für sie gewesen.

Ganz anders sah es an diesem Abende in der Seele Emiliens, der Tochter des Kaufmannes Ering, aus.

Emilie stand in einer Laube des Gartens, der an dem Hause ihres Vaters lag, und weinte bitterlich. Ihre Mutter kam dazu, und fragte sie um die Ursache ihrer Betrübniß; aber die Tochter, zurückgehalten von einem leiseren Schamgefühle, bath, die Mutter möchte jetzt nicht in sie dringen, sie wolle ihr ein andermahl die Frage beantworten.

Emilie hatte an allem Ueberfluß, denn ihre Eltern waren reich; sie besaß einen gebildeten Verstand, ziemlich viele Kenntnisse und Fertigkeiten, die Gabe, viel und mit Leichtigkeit zu sprechen, eine hübsche Gestalt und — was das Beste am Menschen ist — ein gutes Herz.

Und doch fühlte Emilie sich nicht glücklich, oft gab es Stunden, wo sie, mit sich und der Welt unzufrieden, in einem heimlichen Winkel weinte, und sich den Tod wünschte. So eine Stunde war die an dem geschilderten Abende. Emilie war den Nachmittag mit ihren Eltern in Gesellschaft gewesen, und erfuhr abermahls, was sie schon oft erfahren hatte, daß man ihr nicht so artig und vertrauungsvoll begegnete, als den übrigen anwesenden Mädchen. Manche von der Gesellschaft zogen sich ganz von ihr zurück, andere naherten sich ihr nur mit Ue-

berwindung, und sprachen nur wenige Worte mit ihr, einige machten ihr zwar Complimente, aber sie merkte es deutlich genug, daß sie nicht aus dem Herzen kamen.

Sich, troß dem Reichthume ihrer Eltern, troß ihrer Schönheit und ihrem Verstande, so vernachläßigt zu sehn, schlug die gute Emilie nieder. Sie suchte zu wiederholtenmahlen ein Gespräch anzuknüpfen, sie nahm alle Beredsamkeit, die ihr zu Gebothe stand, zu Hülfe, sie that alles, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen — allein es wollte ihr nicht gelingen. Selbst ihre Bekanntinnen (denn Freundinnen hatte sie nicht) zogen sich von ihr zurück, und beleidigten sie dadurch an der empfindlichsten Seite ihres Herzens.

Ich unglückliches Mädchen! seufzte sie, und ihre Thränen flossen von den Wangen, ich unglückliches Mädchen! ich möchte mich

so gerne an Menschen anschließen, aber sie stoßen mich zurück! da stehe ich allein, und niemand liebt mich — und doch bin ich unschuldig.

Die gute Emilie — wenn sie doch in einer ruhigen Stunde ihr Betragen von allen Seiten geprüft hätte, vielleicht würde sie endlich etwas darin gefunden haben, was ihr die Herzen verständiger Menschen abgeneigt machte. So viel Gutes sie auch wirklich besaß, so hatte sie dabey doch einen Fehler, der ein Mädchen unglücklich machen, und demselben leicht die Achtung und Liebe der Nebenmenschen entziehen kann. Emilie war in ihrem äußerlichen Betragen nicht vorsichtig, nicht sittsam genug; sie sprach oft über Gegenstände, über die ein gesittetes Frauenzimmer lieber nie sprechen sollte, mit einer Freyheit, die man selbst kaum einem Manne verzeihen konnte, sie verrieth zuweilen eine

Zudringlichkeit, die an einem Mädchen doppelt mißfällt, war in ihrem Umgange nicht behutsam, in ihrem äußerlichen Anstande nicht verschämt genug, und brachte sich dadurch bei allen Einwohnern der Stadt in den Verdacht der Unverschämtheit, was für ein ehrliebendes Mädchen das kränkendste ist, was ihm begegnen kann.

Daher das Benehmen gegen Emilien, daher das Verboth so vieler Eltern an ihre Töchter, Emiliens Umgang zu meiden, daher der Kummer und das Unglück dieser.

Emilie glaubte, daß man sie beneide, und ihr daher abgeneigt sey — die wahre Ursache ihres Unglücks entdeckte sie nicht. Manche schlaflose Nacht, manche bittre Thräne kostete ihr das ungefällige Betragen der Menschen — aber sie blieb wie sie war, unbedachtsam in ihren Reden, unvorsichtig in ihren äußerlichen Sitten.

Schon war sie funfzehn Jahre alt, und noch immer fehlte es ihr an jener weiblichen Bescheidenheit und Delicatesse, die man von einem ehrliebenden Mädchen mit Recht verlangt, noch fehlte es ihr an einer wahren Freundinn, der sie hätte ihr Herz öffnen, ihren Kummer anvertrauen, ihre Freuden mittheilen können, und ohne Freundschaft, ohne vertrauliches Aneinanderhalten gleichgestimmter Herzen, wie wenig Reitz hat die Welt und das Leben für uns! —

Endlich leuchtete der armen Emilie ein Strahl der Hoffnung. Es kam in ihre Vaterstadt eine wohlhabende Familie, und ließ sich dort nieder. Unter den Gliedern derselben befand sich auch eine wohlgeartete Tochter von Emiliens Alter, die Lottchen hieß, und nicht nur einen schönen Körper, sondern auch eine schöne Seele hatte.

Lottchens Eltern waren an den Kaufmann Ering empfohlen, sie selbst wurde auf diese Weise mit Emilien bekannt, und besuchte sie von nun an fast alle Tage. Wie wohl sich Emilie auf Ein Mahl befand! mit welcher Innigkeit sie die Freuden der Freundschaft genoß! mit welcher Liebe sie an Lottchen hing! So schön war ihr das Leben und die Welt noch nie vorgekommen, so viel Zutrauen und so viele Achtung für sich selbst hatte sie noch nie gefühlt als jetzt, da sie in Lottchen eine Freundinn gefunden hatte.

Doch dieser glückliche Zustand Emiliens dauerte nicht lange. Sie kam einmahl in eine Gesellschaft, in welcher auch Lottchen war. Hier befand sich auch ein junger Mann, der den Spaßmacher spielte, und oft die fadesten und zweydeutigsten Scherze vorbrachte. Die ganze Stadt kannte ihn als einen liederlichen Menschen, und die Gassenjungen

nannten ihn nie anders als Windbeutel. Jeder rechtschaffene Mann vermied so viel als möglich seine Gesellschaft. Emilie war anders gesinnt. Sie gab sich viel mit ihm ab, belachte seine Späße, erwiderte dieselben, neckte ihn, jagte sich mit ihm herum, und trieb ihren Leichtsinn so weit, daß sie ihm sogar einen Kuß erlaubte.

Emilie meinte es mit alle dem nicht übel, aber jedermann tadelte im Herzen ihr unbedächtiges, zu freyes Betragen. Ihr Blut war einmahl in Wallung, sie brachte einige artige Einfälle vor, die belacht wurden, dieß verleitete sie, immer weiter zu gehen; sie überlegte nicht, was sie sprach, wurde immer kecker und kecker, und glich endlich beynahe einem Marktschreyer oder noch besser einem Renomisten, wie ihn der Dichter Zachariä schildert.

Lottchen sah dieß alles mit schwerem Herzen an. Es that ihr im Innersten der Seele weh, ihre Freundinn in diesem Zustande zu sehen; sie gab ihr Winke, die aber nicht verstanden wurden; sie sagte ihr sogar im Vorbeygehen leise die Worte ins Ohr: Emilie, vergessen Sie sich nicht! Aber Emilie achtete nicht darauf, und bemerkte in ihrem Taumel die Mißbilligung ihres Leichtsinnes nicht, die man der ganzen Gesellschaft deutlich auf dem Gesichte lesen konnte.

Als Lottchen nach Hause kam, sagte die Mutter vertraulich zu ihr: Sage mir, mein Kind, wie Emilie Ering sich gar so sehr vergessen, und die Gesetze des Wohlstandes und der weiblichen Sittsamkeit so leichtsinnig übertreten konnte? Ich bin über ihr Betragen erstaunt! Sie rasete beynah! So habe ich sie nie gesehen. Sage mir nur, ist sie denn auch sonst so?

Liebe Mutter, antwortete Lottchen, etwas freyer, als andere Mädchen, schien mir Emilie schon längst zu seyn, aber so leichtsinnig habe ich sie noch nie gesehen. Kaum hätte ich es ihr zugetraut, daß sie sich so sehr über die Regeln der Sittsamkeit hinwegsetzen könne.

Auch mir ist es sehr aufgefallen, und hat einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht. Aber so böse ist es sicher nicht gemeint, ich kenne ihr Herz, es ist gut. —

Das ist nicht genug, versetzte die Mutter, ein gesittetes Mädchen muß nicht nur ein gutes Herz haben, sondern auch in seinem äußerlichen Betragen behuthsam und bescheiden seyn. Zurückgezogenheit, Stille und Verschämtheit zieren es, durch das Gegentheil davon macht es sich verächtlich.

Lottchen suchte ihre Freundinn, so sehr es die Wahrheit zuließ, zu entschuldigen;

allein die Mutter forderte sie ernsthaft auf, Emiliens Umgang zu meiden, weil sie leicht von ihrem Leichtsinne etwas annehmen, oder sich doch in den Verdacht bringen könne, als liebe sie Emiliens Gesellschaft deßhalb, weil sie mit ihr gleichgesinnt sey. Der Vater stimmte der Mutter bey, und Lottchen hob nach und nach den Umgang mit Emilien ganz auf, besonders da sie bald erfuhren, in welch' einem nachtheiligen Rufe sie in der ganzen Stadt stehe.

Emilien fiel Lottchens Betragen sehr auf. Sie fand es sehr unbillig, hieß sie eine treulose Freundinn, und drückte ihren Unwillen in einem beleidigenden Briefe aus, den sie an Lottchen schrieb, und den diese nur kurz und in einem ruhigen Tone beantwortete.

Nun war Emilie wieder ohne Freundinn, und hatte sehr viel von üblen Launen zu leiden. Sie war sich und den Ihrigen oft

zur Last. Schon stand sie in dem achtzehnten Jahre, und noch hatte sich kein junger Mann um sie beworben, auch war kein Anschein da, daß sich für sie, so lange sie die blieb, die sie war, so bald ein Gatte finden werde.

Zum Glück für sie, faßte ihr Vater den Entschluß, seinen jetzigen Aufenthaltsort zu verlassen, und nach einer etwas entfernten Stadt zu ziehen, die für den Handel bequemer lag. Emilie war damit wohl zufrieden, denn ihre jetzige Lage war allzudrükkend für sie; daß sie, so bald als möglich, verändert werden möchte, war schon längst ihr heißester Wunsch.

Einige Wochen vor ihrer Abreise machte sie die Bekanntschaft der liebenswürdigen Henriette Trautenthal, und wurde durch ihr artiges Wesen sehr für sie eingenommen. Henriette merkte bald, an welchen Fehlern

Emilie litt; sie hatte viel Schlimmes von ihr gehört, fand aber, daß sie in der That besser sey, als das Stadtgerücht sie schilderte. Sie nahm keinen Anstand, sich um ihr Zutrauen zu bewerben, und dieß schenkte ihr Emilie bald in vollem Maße.

Henriettens Bescheidenheit und Sittsamkeit bezauberte Emilien, und sie gestand sich heimlich, daß sie in diesen Stücken weit unter ihr stehe. Beyde waren sich in Rücksicht des Alters gleich, ungleich in Hinsicht auf ihr Vermögen, denn Henriette war nichts weniger als reich. Dessen ungeachtet hatte ihre Tugend, die sich auch in ihrem äusserlichen Betragen offenbarte, ihr die Herzen vieler jungen Männer gewonnen, und ein wohlhabender rechtschaffener Kaufmann um ihre Hand angehalten. Sie hatte seinen Antrag angenommen, und war seit zwey Wochen mit ihm verlobt. Jedermann pries sie

glücklich, und alle, die ihre vortrefflichen Eigenschaften kannten, gönnten ihr von Herzen ihr Glück.

Ein Paar Tage vor Emiliens Abreise machte sie eines Sonntags mit Henrietten einen Spaziergang in einen öffentlichen Garten. Emilie war etwas wehmüthig. Nach zwey Tagen, sagte sie, trennen wir uns, liebes Jettchen! Es ist mir in dieser Stadt sehr übel gegangen, man hat mich verkannt, hat mir mit Kälte und Gleichgültigkeit begegnet, hat meinen Umgang gemieden, und, Gott weiß! ich war unschuldig, ich meinte es mit den Menschen immer redlich. O Jettchen, Sie wissen nicht, wie viel ich gelitten habe! Ihnen ists immer wohl gegangen, und jetzt sind Sie nahe daran, an der Seite eines geliebten, edlen Mannes glückliche Tage zu leben! Ach, wenn ich meine Lage mit der

Ihrigen vergleiche — wie unglücklich fühle ich mich! — —

Sie fing an zu weinen, und sank Henrietten in die freundschaftlichen Arme. Diese wollte ihr antworten, aber in diesem Augenblicke erblickten sie zwey junge Männer, wovon der eine Henriettens Bräutigam war. Schnell, Emilie, rief sie, in diese Laube; sie haben uns nicht gesehen; wir wollen sie vorübergehen lassen; wir müssen noch ein Paar vertraute Worte mit einander sprechen; wer weiß ob sich dazu noch eine gute Gelegenheit findet.

Die Freundinnen schlüpften in die Laube, und verhielten sich darin ganz still. Die zwey jungen Männer kamen unglücklicher Weise gerade auf die Laube zu, und setzten sich auf eine Bank nieder, die in der Nähe stand. Emilie und Jettchen verkrochen sich, um von ihnen nicht entdeckt zu werden. Jedes Wort,

das gesprochen wurde, konnten sie ganz deutlich verstehen.

Henriettens Bräutigam war mit seinem Freunde bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt; dieser wünschte ihm zur Wahl seiner Gattin von Herzen Glück, und Adolph, der Bräutigam, rühmte die guten Eigenschaften seiner künftigen Frau. Ich kenne sie wohl, sagte jener, sie nimmt durch ihr weibliches, bescheidnes und sittsames Wesen sogleich für sich ein. Nur wenige kommen ihr hierin gleich, und doch sind die genannten Eigenschaften am meisten vermögend, ein Frauenzimmer zu empfehlen. Jedes sollte daher ernstlich darnach streben, in den Besitz derselben zu kommen. Viele Mädchen scheinen dieß gar nicht zu bedenken. Da nehmen Sie einmahl Erings Emilie (die arme Emilie wurde vor Schrecken blaß); die tobt in die Welt hinein, gleich einem Ungarschen

Husaren, und beleidigt durch ihr freyes, leichtsinniges Betragen Augen und Herzen. Wehe dem, welchem eine so lustige Dirne — um sie nicht frech zu nennen — zu Theil wird! Und wenn sie mir die Schätze beyder Indien böthe, ich könnte mich nie entschliessen, sie zu meiner Frau zu wählen.

Emilie wurde immer blasser; endlich fiel sie halbohnmächtig Henrietten in die Arme. Diese befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Zum Glück entfernten sich beyde Freunde, und sie konnte nun freyer athmen. Sie suchte Emilien wieder zu ihrem vollen Bewußtseyn zu bringen, und es gelang ihr; voll Schaam, wagte es diese nicht, ihr Auge zu erheben, sie verbarg ihr Gesicht an Henriettens Brust, und weinte bitterlich. Wer war dieser Mensch? fragte sie mit leiser, bebender Stimme. — Ein sehr verständiger, edler junger Mann, versetzte Hen-

riette, ein guter Freund von meinem Bräutigam.

Desto schlimmer! seufzte sie. Ich unglückliches Mädchen, was muß ich hören! o Gott! denkt man so von mir? So arg habe ich es mir nicht vorgestellt.

Henriette tröstete sie; aber Emilie war untröstlich. Nachdem sie eine Viertelstunde auf und abgegangen waren, hörte sie auf zu weinen, und schien etwas gefaßter zu seyn. Henriette drückte sie an ihr Herz, und sagte in zutraulichem Tone zu ihr: Liebe Emilie, grämen Sie sich nicht, es liegt Kraft in Ihnen, der Sache eine andere Wendung zu geben. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, ich wollte es schon längst dazu benutzen, Ihnen meine aufrichtige Meinung über manches zu sagen, was ich an Ihnen bemerkte; ich fand aber keine schickliche Ge-

legenheit dazu. Lassen Sie mich jetzt offen zu Ihnen sprechen. Ihr Bestes liegt mir wie mein eigenes am Herzen. Emilie! Sie haben trefliche Eigenschaften, aber Sie wissen nicht, sie äusserlich geltend zu machen; Sie haben ein Herz, das die Tugend liebt; aber Sie vernachläßigen bey Ihrer Sittlichkeit zu sehr die äußere Sittsamkeit, die doch bey einem Mädchen sehr in Betracht kommt; Sie sind innerlich gut, scheinen aber äußerlich schlimm; Sie bekümmern sich zu wenig um Anstand und jene jungfräuliche Bescheidenheit, die auf jedes unbefangene Herz so mächtig wirkt; Ihr äußerliches Betragen ist zu frey, zu unbefangen; Sie sind in Ihren Reden, und oft auch in Ihren Handlungen zu kühn — was einem Manne nicht so übel genommen wird, einem Frauenzimmer aber nicht wohl ansteht; ich bin überzeugt, daß Sie es im-

mer gut meinen, aber die übrige Welt hält es nicht dafür, weil Ihr äußeres Benehmen auf das Gegentheil hindeutet; man nennt Ihren Leichtsinn Unverschämtheit, Ihre zu große Vertraulichkeit mit diesem und jenem Menschen von zweydeutigem Rufe Frechheit, und meidet Ihren Umgang. Dem allen läßt sich in Zukunft vorbeugen. Sie kommen jetzt an einen fremden Ort, wo Sie niemand kennt, vermeiden Sie dort in Ihrem Betragen alles, was hier anstößig war, meiden Sie auch den Schein von Unbescheidenheit und Keckheit, und suchen Sie durch ein zurückgezogenes, sanftes, kurz, durch ein weiblich schönes Wesen die Herzen für sich einzunehmen. Es wird Ihnen dann an Achtung und Liebe sicherlich nicht fehlen. Immer schwebe Ihrer Seele die Wahrheit vor: daß ein guter Ruf für ein Frauenzimmer ein unschätzbares Gut,

sein Verlust ein unendlich großer Verlust, und daß es endlich nicht genug sey, daß es innere Tugend besitze, sondern daß es auch äußere Sittsamkeit und jungfräuliche Bescheidenheit für wichtig halten, und nie leichtsinnig darüber hinwegsehen müsse.

Das waren herzangreifende Worte für Emilien, aber als sie ausgesprochen waren, fühlte sie sich plötzlich wie von einer schweren Last befreyt, zog Henrietten an ihr gerührtes, bebendes Herz, dankte ihr innig für den erhaltenen Beweis von Freundschaft, und faßte die besten Vorsätze. Ein eigenes angenehmes Gefühl durchströmte ihr Inneres, und öffnete ihrer Seele neue, schöne Aussichten. Mit Wehmuth und dankbarer Empfindung riß sie sich nach zwey Tagen von

Henriettens Herzen los, und ging mit freudigem Muthe der dunkeln Zukunft entgegen.

An ihrem neuen Aufenthaltsorte betrug sich Emilie still und eingezogen. Anfangs wurde ihr dieses schwer, auch fiel ihr Benehmen etwas ins Gezwungene; allein allmählich fiel beydes weg; Emilie befand sich bey ihrer weiblicheren, sittsameren Lebensart unweit glücklicher als in Grünau; es fehlte ihr nicht an wahren Freundinnen; man suchte ihren Umgang; Eltern stellten sie ihren Töchtern zum Muster vor; sie sah dieses, und fühlte ein edles Selbstvertrauen, segnete Henrietten, und wurde nach einem Jahre die Gattinn eines guten Mannes. Mit Henrietten unterhielt sie bis an ihren Tod einen freundschaftlichen Briefwechsel. Ihren Töchtern gab sie oft die mütterliche Lehre: Seyd sittsam und bescheiden, haltet mit

ganzer Seele auf einen guten Ruf, und überschreitet nie die Grenzen der Weiblichkeit; nichts entehrt ein Frauenzimmer so sehr, als Schamlosigkeit; wo diese herrscht, da ist die Tugend verschwunden.

III.

Die Spötterinn.

„Kommt her, aber schnell! Seht, da geht er! wie gravitätisch! seht, jetzt guckt er sich um! hahaha! habt ihr die hochweise Miene gesehen, die er gemacht hat? paff! hahaha! da ist er gestolpert. So recht, Herr Philosoph! nur bedächtig einhergeschritten, und die Grillen ein wenig aus dem Kopfe getrieben, sonst liegen Sie einmahl wie jener Sterngucker, der Länge nach auf dem Boden. — Nun ist er um die Ecke — Scha-

de, daß wir nicht länger diesen erhabenen Anblick genießen können!"

So sprach Wilhelmine, die sechzehnjährige Tochter eines Edelmannes, zu ihren Schwestern, die um sie standen, und mit ihr über einen jungen Mann lachten, der eben von der Universität gekommen war, und, nach dem Urtheile aller Verständigen, ein gebildeter, selbstdenkender Kopf war. Er hieß Buchwald, und genoß die Achtung vieler wackern Männer.

Wilhelminen fehlte es nicht ganz an Mutterwitz, destomehr aber an richtigem Verstande, und noch mehr an Güte des Herzens. Sie hatte von der Natur einen wohlgebauten Körper erhalten, in ihrer frühen Jugend aber zu wenig auf eine anständige, gute Haltung desselben gesehen, und war auf diese Weise schief geworden; die rechte Schulter stand höher als die linke. Ihre Aus-

sprache hatte sie gleichfalls vernachläßigt, sie pipste als ein Küchelchen, und oft war es schwer zu entscheiden, ob sie weine oder lache. Dabey besaß sie wenige Kenntnisse; ein Bißchen Naturgeschichte und Französisch war alles, was sie wußte; in weiblichen Arbeiten hatte sie eine nur unbedeutende Fertigkeit, und um die Geschäfte in der Küche bekümmerte sie sich fast gar nicht. Trat sie auch einmahl an den Herd, und mischte sich ins Kochen, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie etwas verderben, entweder die Suppe versalzen, oder das Ragout anbrennen lassen, oder sonst etwas bey einer Speise versehen werde!

Dieß alles vorausgesetzt, sollte man glauben, Wilhelmine werde ihre Schwächen gekannt haben, und daher desto geneigter gewesen seyn, die Unvollkommenheiten anderer mit Geduld zu tragen, und mit Schonung

zu beurtheilen. So verhielt es sich aber nicht. Sie besaß eine große Eigenliebe, einen Dünkel, der oft ins Unausstehliche fiel und andere beleidigte. Dabey hatte sie die häßliche Unart, an andern nur die Fehler aufzusuchen, sie zu bekritteln und ins Lächerliche zu ziehen. Spottsucht war ihr fast zur Natur geworden, und drückte sich auch deutlich genug in ihrem Gesichte aus. Wer nur einmahl ihre verzogenen Mundwinkel, ihr höhnisches Lächeln, ihre versteckten Blicke sah, mußte gleich von ihrem bösen Hange zum Spotte überzeugt werden. Ihr Gesicht, das in ihrer Kindheit regelmäßig und hübsch war, wurde in den spätern Jahren durch ihre Spottsucht häßlich entstellt, und zu einer widerlichen Grimasse.

Wilhelmine befand sich übel, wenn sie nicht alle Tage ihren Hang zum Spötteln befriedigen konnte; um dieß zu können, schonte

sie fast keines Menschen; die besten, edelsten von ihnen waren oft der Gegenstand ihrer anzüglichen Witzeleyen, und selbst ihre jüngste Schwester Euphrosine mußte von ihr viel leiden, weil dieses sanfte, sittsame Geschöpf in Wilhelminens böse Unarten nicht einstimmte, und ihr zuweilen Vorstellungen über ihr tadelhaftes Betragen gegen andere machte. Sie gab ihr mehrere Spottnahmen, hieß sie bald „die weinende Prophetinn," bald „die Sittenpredigerinn," bald „die strafende Burgpfäffinn," bald „die düstre Nachteule."

Ob sich Wilhelmine bey einer solchen Gemüthsart wohlbefunden habe? fragt vielleicht manche Leserinn. Wie wäre das möglich gewesen? Spottsüchtige Menschen stoßen bald hier, bald dort an, machen sich verhaßt, und ziehen sich oft die kränkendsten Unannehmlichkeiten zu.

So ging es auch Wilhelminen. Diejenigen, die sie näher kannten, verabscheuten sie, und vermieden sorgfältig ihren nähern Umgang, und sogar ihre Freundinnen, die selbst Spötterinnen waren, beurtheilten sie hinter dem Rücken nicht zum besten, machten sich über ihren schiefen Körper, ihre pipsende Sprache und ihre Unwissenheit in so vielen Stücken lustig. Vertrauen und Liebe fehlten ihr ganz, denn wer könnte eine Spottsüchtige mit Zutrauen und Liebe umfassen? Dieß alles merkte Wilhelmine sehr wohl; es gab Stunden, wo sie sich darüber grämte; doch blieb sie die Alte.

Um sich an den Menschen, die sich nicht, so wie sie wünschte, artig und freundlich genug gegen sie betrugen, zu rächen, nahm sie ihre Zuflucht zur Spötterey, suchte alles an ihnen auf, was lächerlich gemacht werden konnte, vergrößerte ihre Unvollkommenheiten

und Fehler, oder dichtete ihnen welche an, und machte sich darüber lustig. Durch eine leidige lange Uebung brachte sie es dahin, daß sie die Stimme der meisten, ihren Gang, ihre Stellungen, kurz, ihr ganzes äußerliches Benehmen vollkommen nachmachen konnte, und sich in dieser Hinsicht recht gut zu einer Comödiantinn auf ein Kreuzertheater schickte.

Buchwald, dessen bereits erwähnt worden ist, hatte bald nach seiner Rückkehr von der Universität Wilhelminens Vater besucht, und der Fräulein Tochter die schuldige äußerliche Ehrerbiethung erwiesen, aber es unterlassen, ihr die Hand zu küssen. Schon dieß brachte sie gegen ihn auf, noch mehr aber sein übriges Benehmen, das er bald gegen sie zeigte. Er war ein Mann von Grundsätzen, und als solcher ein Feind von Schmeicheleyen. Er betrug sich gegen

Wilhelminen artig, schmeichelte aber nicht im geringsten ihrer Eitelkeit durch Lobsprüche, die sie nicht verdiente, welche sie aber von jedem Manne als einen gerechten Tribut verlangte. Als er einiges mit ihr gesprochen hatte, bemerkte er gleich, daß ihre Bildung alltäglich, ihr Witz oft fade und ihr Herz zur Spottsucht geneigt sey. Das letzte machte einen unangenehmen Eindruck auf ihn, was er ihr nicht verbergen konnte. Als sie über diesen und jenen Mann nachtheilig urtheilte, nahm er sich mit Freymüthigkeit desselben an, und trieb sie durch seine Einwürfe mehrmals in die Enge.

Dieß alles mußte sie gegen den wackern Buchwald in hohem Grade einnehmen. Sie faßte eine entschiedene Abneigung gegen ihn, hieß ihn nie anders als den Philosophen, und suchte ihn so lächerlich zu machen als möglich. Ein halber Narr ist er schon, sag-

te sie, bald wird er ein ganzer werden. Tag und Nacht sitzt er über dem Kant, und brütet über seiner Philosophie wie die Henne über ihren Eyern. Das wird ein schönes Spectakel geben, wenn er ins Irrenhaus eingesperrt wird, und dort in Ruhe ein nagelneues System der Philosophie entwirft.

Dergleichen höchst abgeschmackte Reden erlaubte sich Wilhelmine mehrere gegen Buchwald. Einige davon kamen ihm zu Ohren, er verachtete sie aber, und ging ruhig seinen Gang. Nicht so nachsichtig wurde ihre Albernheit von dem jungen von Merthal, einem Edelmanne von einigen zwanzig Jahren, aufgenommen, der Buchwalden kannte und innig schätzte. Er selbst war ein feiner, gebildeter Kopf, von bravem, rüstigen Charakter, sprach wenig, handelte aber desto mehr, und fand ein großes Vergnügen

darin, sich der gekränkten Unschuld mit Entschlossenheit anzunehmen.

Als Merthal erfuhr, wie beleidigend Wilhelmine sich gegen Buchwald betrage, schüttelte er den Kopf, und sagte in etwas barschem Tone: Die unwissende Dirne, die! sie sollte sich selbst ansehen und verkriechen! Was will die über Männer urtheilen, die so hoch über ihr stehen, daß sie sie mit ihren kurzsichtigen Augen nicht erspähen kann! Bey Gott! die erste beste Gelegenheit will ich ergreifen, ihr einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich ganz so sehen soll, wie sie ist. Mit solchen verkrüppelten Seelen muß man nicht viel Wesens machen! Sonst bleiben sie ewig in ihrer Maulwurfsblindheit stecken und glauben, wer weiß was sie wären.

Merthal erklärte, daß es sein fester Entschluß sey, Wilhelminens böses Herz zu demüthigen. Die Gelegenheit dazu gab sich

bald. Er wurde kurz darauf zu einem Balle gebethen, auf welchem der junge Adel der Stadt und der umliegenden Gegend, weiblichen und männlichen Geschlechts, zugegen war. Wilhelmine war auch darunter.

Nachdem einige Menuets und Angloisen getanzt waren, machte man eine Ruhepause. Es wurden Erfrischungen gereicht, und im Saal herrschte eine ziemliche Stille. Bald aber wurde diese unterbrochen. Es rannte alles zum Fenster, an welchem Wilhelmine stand, und sah hinaus. Merthal glaubte, es sey draußen ein Unglück vorgefallen, oder ein fremdes Thier zu sehen. Er ging hin und sah — Buchwalden vorbey gehen. Dieser war es, der den Auflauf verursacht hatte. Wilhelmine hatte ihn erblickt, und die andern Fräulein herbeygerufen, sie auf den Philosophen aufmerksam gemacht, und ihren Witz spielen lassen. Mer-

thal hörte ihre aberwitzigen Reden, hörte sie spöttisch den Nahmen Philosoph nennen, und konnte sich nicht enthalten, der heillosen Spötterinn die Wahrheit zu sagen.

Erlauben Sie, Fräulein Wilhelmine, sagte er, daß ich Sie in Ihrer witzigen Vorlesung unterbreche. Sie erweisen Buchwalden die Ehre, ihn zum Gegenstande Ihrer allerliebsten Einfälle zu machen. Sie nennen ihn einen Philosophen, und glauben ihm dadurch recht wehe zu thun. Darf ich Sie denn fragen, was Sie unter einem Philosophen verstehen?

Wilhelmine verfärbte sich, und gerieth in Verlegenheit, die dadurch, daß alle Anwesende ihre Blicke auf sie richteten, so sehr vergrößert wurde, daß sie stumm da stand als eine Salzsäule, und kein Wort vorbringen konnte.

Sie dürfen sich nicht geniren, liebes Fräulein, fuhr Merthal mit einem satyrischen Lächeln fort, der Nahme Philosoph ist Ihnen, wie ich aus guten Quellen weiß, so geläufig, daß Sie doch einen Begriff damit verbinden, und diesen uns leicht auseinander setzen werden. Nun, was ist denn nach Ihnen ein Philosoph?

Wilhelmine suchte sich zu fassen, aber es gelang ihr nicht; sie stotterte: I nun — warum fragen Sie auch so? — Sie wissen ja — das wissen ja alle — ein Philo — Philo — Philosoph ist — ist — ist — ein Mensch. —

Ganz recht! versetzte Merthal, daß er kein gerupfter Hahn mit zwey Beinen sey, wissen wir andern freylich auch. Nur weiter — —

Wilhelmine verlor jetzt alle Fassung; ihre Lippen zitterten — sie wollte etwas sagen, vermocht' es aber nicht.

Mein liebes Fräulein, sprach jetzt Merthal in eindringlichem Tone, ich sehe schon, Sie werden uns die Erklärung schuldig bleiben; es ist klar, Sie wissen nicht recht, was der gedachte Nahme, der bey Ihnen zu einem Spottnahmen geworden ist, bedeute. Ich will es Ihnen sagen. Ein Philosoph ist so viel als ein Liebhaber, ein Freund der Weisheit. Steht Ihnen dieser schöne Nahme nicht an? Nun gut, Sie, Fräulein, sollen ihn nicht erhalten, wir wollen Sie eine Feindinn der Weisheit nennen; daß Sie diesen Ehrennahmen verdienen, haben Sie schon längst, haben Sie auch jetzt eben bewiesen. Der arme, arme Buchwald! dem bleibt der Nahme Philosoph! Freuen Sie sich, Fräulein, freuen Sie sich von Herzen, der gottlose Mann ist nun auf ewig gebrandmarkt!

Dieser satyrische Ton schnitt in Wilhelminens Herz tief ein. Sie nahm alle ihre

Kraft zusammen und rief: Herr von Merthal, mit diesen Sottisen bleiben Sie zu Hause.

Merthal veränderte jetzt den Ton und fuhr ernsthaft fort: Es thut mir leid, Fräulein, daß ich so zu Ihnen sprechen mußte. Erlauben Sie mir nur noch einige Worte. Ihre Spottsucht ist allgemein bekannt und verhaßt. Viele wackre Männer, Mädchen und Frauen haben darunter gelitten. Viele, die hier anwesend sind, waren schon oft der Gegenstand Ihres Hohns. Ich will sie nicht nennen, um Ihnen Beschämung, und jenen Verdruß zu ersparen. Sie schonen die besten, würdigsten Menschen nicht, und vergessen bey Ihren Kritteleyen ganz das Sprichwort: Kehre zuerst vor Deiner Thüre. Sie machen sich seit einiger Zeit über Buchwald lustig. Kennen Sie ihn denn? — Ich kenne ihn genauer, und kann Ihnen auf

Ehre versichern, er ist ein ganzer — Philosoph, das heißt, er ist ein selbstdenkender Mann, kennt Wissenschaften, von denen Sie, Fräulein, vielleicht noch nie die Nahmen gehört haben, ist in seinem Fache wohlbewandert und tactfest, und hat — das merken Sie wohl! — einen rechtschaffenen Charakter, ein reines, edles Herz, das von keinem Falsche weiß. Das können Sie schon seinem Gesichte ansehen. Finden Sie darin nur einen einzigen Zug, der auf Versteckt-heit oder tückische Spottsucht hindeutet? Wollte Gott! jedes Fräulein wäre in seinen Geschäften eben so erfahren, und geschickt als Buchwald in denjenigen, die sein Fach erfordert! Und so einen Mann können Sie zum Ziele Ihres Gespöttes machen? Daß ich Ihnen doch Ihren bösen Hang aus dem Herzen reißen, und dieses Herz reinigen könnte von den Schlacken, die es jetzt verunstalten.

Merken Sie sichs, Fräulein! Spottsucht entstellt die schönste Gestalt, und macht sie zur Grimasse; diese Zerrgestalt bleibt gewöhnlich bis an den Tod, und macht den Menschen verdächtig; Spottsucht ist etwas Teuflisches, das mächtig zurückschreckt; Spottsucht bahnt den Weg zu vielen Lastern, und ist ein Gift, das Leib und Seele und Herz zerrüttet. Machen Sie sich los von dieser Feindinn Ihrer Ruhe und Ihres Glücks.

Merthal war in Eifer gerathen, und sprach daher — ganz gegen seine Gewohnheit — etwas zu viel. Wilhelminens Unwille löste sich in Thränen auf; sie warf drohende Blicke auf Merthal, entfernte sich aus dem Saale, und kam nicht wieder. Die Ballgesellschaft verhielt einige Minuten stillschweigend, zertheilte sich dann, billigte im Herzen die Demüthigung, die der gewissen-

losen Spötterinn widerfahren war, und begann von neuem zu tanzen.

Der Auftritt wurde in der ganzen Gegend bekannt und stark besprochen. Alle, die Wilhelminens Bösartigkeit kannten, behaupteten, ihr sey Recht geschehen, und wünschten nur, daß der Vorfall eine gute Wirkung bey ihr hervorbringen möchte.

Auf den Vater der Spötterinn machte der Vorgang einen andern Eindruck. Er glaubte sich in seiner Tochter beleidigt, und wollte in der ersten Hitze den jungen von Merthal zu einem Zweykampfe herausfordern. Allein ein guter Freund des Hauses machte ihm Vorstellungen dagegen, schilderte ihm Wilhelminens tadelhaftes Benehmen gegen Buchwald und andere Menschen, nahm den Herrn von Merthal in Schutz, und stimmte den Vater bald dahin, die Sache weiter nicht in Anregung zu bringen, und das,

was vorgefallen war, als eine heilsame Lection für seine Tochter anzusehen.

Einen Monath lang getraute sich Wilhelmine nicht, in Gesellschaft zu gehen. In jedem, der sie etwas schärfer ansah, glaubte sie einen heimlichen Feind zu erblicken, der sich über ihre erlittene Schmach innerlich freue. Auf diese Weise ward sie sich selbst eine grausame Quälerinn, und konnte nirgends Trost und Beruhigung finden.

Hätte Wilhelmine doch diesen unangenehmen Vorfall zu ihrer Besserung benutzt! Leider, war dieß nicht der Fall. Ihre Spottsucht ließ sie immer noch nicht; sie hatte sich so sehr bey ihr eingenistet, daß nur ein sehr guter Wille und viel Beharrlichkeit sie aus ihrem Herzen vertreiben konnte; doch beydes fehlte ihr, und sie blieb die alte Spötterinn, wurde mit jedem Tage bittrer und unleidlicher, und bestätigte die Wahrheit

des Sprichwortes: Jung gewohnt, alt gethan.

Der wackre von Merthal lernte Wilhelminens jüngere Schwester, Euphrosine, näher kennen; ihr Verstand, ihre nicht gemeine Bildung, und besonders ihre sanften, reinen Sitten, verbunden mit dem edelsten Herzen, nahmen ihn für sie ein, er both ihr seine Hand, und sie wurde seine Gattinn, mit der er die glücklichsten Tage lebte. Auch die andern Schwestern bekamen nach und nach Männer, nur Wilhelmine blieb sitzen.

Schon näherte sie sich den Dreyßigen, und noch immer war sie, durch eigene Schuld, unverehelicht. Sie wurde als Hofdame der Herzoginn von N.. empfohlen, und erhielt diese Stelle. Ihre erste Erscheinung am Hofe machte nicht den besten Eindruck, besonders mißfiel dem Herzoge ihre

Physiognomie so sehr, daß er nie Zutrauen zu ihr fassen konnte. Dieß entging ihrem geübten Blicke nicht, und brachte in ihr eine geheime Abneigung gegen den Fürsten hervor.

Ihr Hang zur Kritteley und zum Spotte fand hier reichliche Nahrung, besonders da sie bald die innigste Freundschaft mit einer andern grämlichen Hofdame schloß, die auch an demselben Fehler litt. Dieser öffnete sie ihr Herz ganz, und gestand ihr unter andern auch ihre Abneigung gegen den Herzog. Die gute Freundinn plauderte das Geheimniß aus, und es kam dem Fürsten zu Ohren. Wilhelmine mußte mit Schande und Spott den Hof verlassen, und wurde der Gegenstand allgemeinen Tadels.

Sie nahm ihre Zuflucht zu der jüngsten Schwester, Euphrosine, die alles anwandte, ihre Spottsucht zu schwächen, und

sie auf den Weg der Tugend zu bringen. Alle Mühe war vergebens. Wilhelmine legte den bösen Fehler nicht ab. Da sie von niemanden geachtet und geliebt wurde, so warf sie einen Haß auf Welt und Menschen, wurde mit jedem Tage grämlicher und unverträglicher, und entstellte dadurch ihren Körper so sehr, daß sie in ihrem dreyßigsten Jahre aussah wie eine egyptische Mumie. Sie starb noch in diesem Jahre an einem Gallenfieber, und von ihr konnte man mit Recht sagen, daß sie von Aerger und Verdruß getödtet worden sey. Ihre Schwestern weinten bey ihrer Beerdigung Thränen des Mitleids; aber auch nicht Eine Zähre der Liebe floß um sie.

IV.

Molly und Fanny

oder

Empfindsamkeit und Empfindeley.

Molly und Fanny waren die Töchter eines reichen Einwohners von London, der in Amerika beträchtliche Pflanzungen besaß. Gutherzig und gefühlvoll waren beyde, nur hatte Fanny eine viel weichere, zartere Empfindung als ihre Schwester. Sie las sehr viel, und liebte besonders die sogenannten empfindsamen Bücher, die das Herz zur Rüh-

rung, zur Theilnahme und Wehmuth stimmen. Oft saß sie allein auf ihrem Zimmer, ließ die Vorhänge herab, daß es dunkel wurde, und überließ sich dann ihren lebhaften Gefühlen, bethete und weinte. Ins Theater ging sie nie, als wenn ein recht rührendes Trauerspiel aufgeführt wurde, wobey sie dann ihren Thränen freyen Lauf ließ. Dadurch wurden Fannys Gefühle gespannt und nach und nach so zart und reitzbar, daß sie durch die geringste Veranlassung, bey der andere vernünftige Menschen ruhig blieben, in eine heftige Gemüthsbewegung gerieth, und zuweilen eine Art convulsivischer Zufälle bekam.

Sah Fanny einen armen, leidenden Menschen, so gingen ihr die Augen über, sie klagte mit den Unglücklichen, und unterstützte sie reichlich, ohne vorerst nachzuforschen, ob sie ihre Theilnahme auch verdien-

ten. Dieß machten sich viele Betrüger zu Nutze, stellten sich arm und elend, und wußten Fanny so gut zu rühren, daß sie ihnen große Summen zufließen ließ, die sie dann in Bier und Wein vertranken oder verspielten, wobey sie sich über die blinde Gutmüthigkeit der Närrinn — wie sie ihre Wohlthäterinn nannten — lustig machten.

Bey ihrer großen Theilnahme an fremder Noth trat aber auch bisweilen der Fall ein, daß ihr Elende zu Gesichte kamen, die ihre Unterstützung wohl verdienten, aber durch ihr abschreckendes Aeußerliche, durch ihre körperlichen Gebrechen und Krankheiten auf sie einen so widrigen Eindruck machten, daß sie sich mit Ekel von ihnen wegwendete, und sie ohne Unterstützung ließ.

Fannys Gefühl war so weichlich, daß sie den Anblick gewisser Thiere nicht ertragen konnte. Einmahl fiel sie in Ohnmacht,

als eine Maus über ihre Füße lief, ein anderer Mahl war sie bey dem Anblick einer Spinne vor Entsetzen außer sich; Frösche konnte sie vollends nicht ansehen, und das Geheul der Katzen war ihr in den Tod zuwider. Ihr Vater mußte ein anderes Haus kaufen, weil in der Nähe seiner bisherigen Wohnung ein Metzger wohnte, der zuweilen Schweine schlachtete, die, wie das gewöhnlich ist, dabey jämmerlich schrieen, wodurch die reitzbare Fanny fast immer der Ohnmacht nahe gebracht wurde. Sie konnte es nicht begreifen, wie Menschen es über ihr Herz bringen und Thiere, besonders Vögel, tödten könnten, und Molly stand in dem Rufe der Hartherzigkeit bey ihr, weil sie sich nicht scheuete, Gänse, Hühner und Tauben zu schlachten, die Fanny übrigens sehr gerne aß.

Und doch war Molly nichts weniger als hartherzig; jedermann, der sie kannte, gab

ihr das Zeugniß, daß sie eine gefühlvolle Seele habe, innigen Antheil an den Freuden und Leiden ihrer Nebenmenschen nehme, ihre Noth zu mildern suche, und auch jenen Unglücklichen beystehe, die an Krankheiten litten, welche äußerlich Ekel erregen. In Ohnmacht war sie freylich noch nie gefallen, auch hatten convulsivische Zufälle ihren Körper noch kein einziges Mahl zerrüttet.

Menschen, die beyde Schwestern genau beobachteten, und die Sache zu beurtheilen wußten, nannten die sanfte Molly ein empfindsames, ihre Schwester Fanny aber ein empfindelndes Mädchen. Von jener versprachen sie sich viel, von dieser sehr wenig. Empfindeley, hieß es, ist nichts als eine Art von Krankheit des Gefühls, eine Schwäche, die mehr schadet als nützt, mehr bedauert als geschätzt zu werden ver-

dient. Empfindelnde Menschen werden nie etwas Großes unternehmen, sie sind dazu zu ohnmächtig, ja oft trifft es sich, daß aus ihnen die hartherzigsten Menschen werden.

Das letzte traf nach einigen Jahren auch bey Fanny ein. Sie hatte oft in Büchern gelesen, daß die schwarzen Sclaven von den Europäern in Amerika hart behandelt, zu den schwersten Arbeiten angehalten, mit der elendesten Kost gesättigt, und mit Schlägen und Mißhandlungen überhäuft werden. Fanny vergoß dabey immer Thränen, und verwünschte die Grausamkeit der Weißen. Nichts wünschte sie sehnlicher, als ein Mahl nach Amerika zu kommen, wo sie dann den Zustand dieser bedauernswürdigen Sclaven nach Kräften erleichtern, ihre Arbeiten vermindern, ihre Kost verbessern, alle Züchtigungen verbannen, und ihnen nach

und nach die Freyheit schenken wollte. Solche Entwürfe beschäftigten lange ihre ganze Seele; sie sprach oft mit ihrem Vater darüber, und bath ihn zu wiederholtenmahlen, wenn er einmahl nach Amerika reisen sollte, um seine dortigen Pflanzungen zu besuchen, so möchte er sie doch mitnehmen.

Ihr Wunsch ging in Erfüllung. Nach einigen Jahren faßte ihr Vater den Entschluß, sich mit seiner ganzen Familie nach der neuen Welt einzuschiffen, und sich dort für immer niederzulassen. Fanny war bey dieser Nachricht entzückt. So ist denn, rief sie aus, einer meiner heißesten Wünsche erfüllt! So soll ich denn wirklich in ein Land kommen, wo die Menschheit noch in Fesseln liegt, wo Menschen von Menschen gemartert und zum Viehe herabgewürdigt werden! O welche Freude wird es für mich seyn, das Elend der Armen zu lindern, und ih-

ren traurigen Zustand in einen glücklichen zu verwandeln!

Molly hörte ihre Worte und — schwieg. Fanny erklärte dieß für unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen fremdes Elend, schalt ihre Schwester gefühllos und hartherzig, und ward dieses in diesem Augenblicke selbst, gegen Molly, die alles geduldig ertrug, und sich, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen, aus dem Zimmer entfernte.

Man kam in Amerika an. Mollys Vater vermehrte seine Pflanzungen durch neuen Ankauf, und bereiste bald diese, bald jene davon. Eine derselben, die am schönsten gelegen war, wählte er zu seinem Aufenthaltsorte, und übergab die Leitung derselben seinen beyden Töchtern. Es arbeiteten an derselben dreyßig Sclaven.

Bey dem Anblicke der harten Arbeiten, die diese Sclaven verrichten mußten,

entrüstete sich Fanny, und bejammerte das Loos der Unglücklichen. Sie wollte ihnen Anfangs den größern Theil ihrer Geschäfte abnehmen, allein die Vorstellungen des Aufsehers, dieses doch ja nicht zu thun, weil theils die Ländereyen darunter sehr leiden, theils die Sclaven selbst sich bey dieser allzugroßen Erleichterung nicht wohlbefinden würden, brachten sie von diesem Vorhaben ab. Indeß that sie alles, den Zustand der Schwarzen zu verbessern, sie erließ ihnen vieles von ihren Arbeiten, sie ließ ihnen bessere Nahrungsmittel reichen, das Gebäude, worin sie sich aufhielten, bequemer einrichten, u. dgl. m.

Allein diese Milde und Gutthätigkeit dauerte nicht lange. Die Rohheit der Sclaven mißfiel ihr sehr, sie schienen ihre Wohlthaten nicht dankbar genug anzuerkennen, ihr nicht genug Ehrerbiethung zu erweisen,

und Fanny, obgleich ihre Schwester ihr zu beweisen suchte, daß man so etwas von diesen unwissenden, ungebildeten Menschen nicht erwarten könne, war dessen ungeachtet so ungerecht, daß sie auf sämmtliche Sclaven einen bittern Haß warf, ihre Hand von ihnen ganz zurückzog, ihre Arbeiten, statt sie zu verringern, vermehrte, und endlich durch Härte ihren Zustand fast unerträglich machte. Dieß erbitterte die Schwarzen gegen sie so sehr, daß sie den schrecklichen Vorsatz faßten, in einer gelegenen Stunde ihre weiße Quälerinn zu ermorden. Zum Glück wurde dieser schwarze Anschlag noch zur rechten Zeit verrathen. Fanny befahl, die Rädelsführer nach aller Strenge der vorhandnen, unvollkommenen Gesetze zu richten, und vier davon wurden geviertheilt.

Von dieser Zeit an schwebte Fanny in beständiger Todesangst. Sie ging nie allein

aus, schob immer den Riegel vor, wann sie sich in ihrer Stube befand, ließ nie einen Sclaven zu sich, bevor er nicht von dem Aufseher, der ein Europäer war, untersucht worden war, ob er kein Mordgewehr bey sich habe, schlief unruhig und fuhr immer bey dem geringsten Geräusche in der Nacht vor Schrecken zusammen.

Zum Unglück war ihr Vater auf einer sehr weit entfernten Pflanzung, und kehrte erst nach einem halben Jahre zurück. Fanny stand unterdeß Höllenangst aus. Da ihr Nervensystem etwas zerrüttet und ihr Gefühl so weich und reitzbar war, so wußte sie sich bey den kleinsten Vorfällen nicht recht zu fassen, ihre überspannte Einbildung mahlte ihr alles ins Schwarze und Grausenvolle, selbst gegen ihre Schwester war sie argwöhnisch, und befand sich überhaupt in einem Zustande, der ihr bald unerträglich wurde.

Ihre Erbitterung gegen die Sclaven stieg mit jedem Tage. Sie befand sich nicht eher besser, als bis sie ihre Wuth an ihnen durch Züchtigungen ausgelassen hatte. Ihr Lieblingsgeschäft war es jetzt, daß sie einen Sclaven nach dem andern vortreten, ihn seine Finger auf einen Stein legen ließ, und dann mit einer Peitsche oder einem Stocke so lange mit eigenen Händen auf die Nägel hieb, bis das Blut hervorspritzte.

Molly, die von der Schwester oft den Vorwurf der Hartherzigkeit hatte anhören müssen, handelte ganz anders. Sie hatte mit den Schwarzen Geduld, nahm, wenn sie etwas versahen, es nicht gleich so übel auf, suchte allmählich ihre Lage zu bessern, rechnete dabey weiter auf keine große Erkenntlichkeit, und wurde von den Sclaven ungemein geliebt und geehrt. Wären alle

Weißen so wie diese, sagten sie, so wär' es eine Lust, ein Sclave zu seyn.

Endlich kam ihr Vater zurück. Fanny klagte ihm ihre Noth, und betheuerte, daß sie in Amerika unmöglich länger bleiben könne. Zu ihrer Freude hielt ein junger reicher Engländer, der in der Nähe Besitzungen hatte, und gerade nach Europa zurückkehren wollte, um ihre Hand an. Er war ein verzärteltes Männchen, dem bey dem geringsten Unfalle ein kalter Schauer über den Rücken lief, bey jedem traurigen Worte Thränen in die Augen traten, und die Welt voll Jammers und Elendes schien. Fanny gefiel dieser Mann von zartem Gefühle, wie sie sich ausdrückte, ungemein, sie konnte so gut mit ihm in Klagelieder über Welt und Leben einstimmen, und bedachte sich daher nicht lange, wurde seine Gattinn und reiste mit ihm nach London.

Allein schon auf der Reise wurde das empfindelnde Ehepaar gegen einander gleichgültig, und bald waren beyde sich völlig unausstehlich. Sie kamen nur selten zusammen, der Mann suchte Zerstreuungen außer dem Hause, und Fanny winselte einsam über die Falschheit und Unbeständigkeit der Männer. Zwey Töchter, die sie geboren hatte, starben in ihrem ersten Jahre an der Epilepsie, und Fanny in ihrem acht und zwanzigsten an den Folgen der Auszehrung.

Molly wurde eine glückliche Gattinn, genoß viele Freuden auf der Welt, und ward, als sie diese Welt verließ, von sechs Töchtern und vier Söhnen, vielen Freunden und Armen aufrichtig beweint. Noch lebt ihr Andenken bey ihren Nachkommen; man nennt sie noch immer das Muster einer edlen, empfindsamen Frau, und bestreut ihr Grab zuweilen mit Blumen.

Empfindsamkeit ist eine schöne Sache, und verschönert besonders den weiblichen Charakter; Empfindeley hingegen entnervt Körper und Geist, macht zum Guten untüchtig und verunstaltet das Wesen der Weiber.

V.

Elise
am
Grabe ihrer Mutter; in einer sternhellen Nacht.

Still und dunkel ists um mich;
Alles ruht in süßem Schlummer;
Auch kein Lüftchen reget sich;
Eingewiegt sind Harm und Kummer;
Auf der Mutter Leichenstein
Sitz und traure ich allein:

Dunkel, wie die stille Nacht,
Ist mein Hoffen, ist mein Leben;
Ach, wenn alles jauchzt und lacht,
Fühl' ich oft mein Herz erbeben;
Niemand weiß, was mir gebricht;
Nirgends seh' ich Trost und Licht.

Doch was seh' ich über mir?
Rein und blau ist Gottes Himmel;
Gott ist dort, und Gott ist hier;
Fern von rauschendem Getümmel,
Ahnd' ich ihn im Sternenzelt;
Er erhält und lenkt die Welt.

Meinen Kummer, meinen Schmerz
Kann ich ihm getrost vertrauen;
Auf ihn darf das bange Herz
Zuversichtlich sehn und bauen;
Gott ists, der auch mich bewacht;
Hell ist meines Lebens Nacht.

Ich erzittr' und zage nicht;
Er, der über'n Sternen thronet,
Ist mein Trost, mein Schirm, mein Licht,
Der das Gute liebt und lohnet;
Freudig blick' ich himmelan,
Freudig geh' ich meine Bahn!

VI.

Hannchen.

„Nun seh' sie, Lisette, was sie wieder einmahl für einen dummen Streich gemacht hat! da läßt sie hier in dem Topfe das Wasser, das die Mutter zum Thee braucht, so sehr einkochen, daß der Topf entzwey gesprungen ist. Sie wird schön ankommen! Wer möchte sich auch nicht darüber ärgern. Sie kann nur den Beutel aufmachen, und den Schaden bezahlen!"

So sprach Hannchen, ein Mädchen von — acht Jahren, zu Lisetten, der Köchinn ihrer Mutter.

Du lieber Himmel! sagte Lisette etwas unmuthig, Sie tadeln doch auch alles, liebes Hannchen —

„Liebes Hannchen!“ — rief das achtjährige Jüngferchen mit spöttischer Stimme und schnippischer Miene. „Liebes Hannchen! — Wie schön das klingt! Liebe Liese! hm!“

Liebe Mamsell, wollte ich sagen, versetzte die Köchinn; hören Sie zuerst, wie es mit dem Wasser zuging. Ich stehe am Herde, und höre auf ein Mahl draußen ein klägliches Geschrey; was hätten Sie an meiner Stelle gethan? Ich sprang hinaus, um nachzusehen, was es gebe; da sah ich denn, daß Nachbars kleines Jettchen auf der Erde lag und blutete. Ich hob das arme gefallene Mädchen auf, wusch es, und führte es zu seiner Mutter. Das werden Sie doch nicht tadeln? Unterdeß kochte das Wasser ein, und der Topf wurde von der Hitze zersprengt.

Schon gut! rief Hannchen, sprang aus der Küche, und lief zu ihrer Mutter, um ihr das Unglück zu melden.

Das Mensch, sagte sie zu der Mutter, das Mensch — —

Was für ein Mensch, meine Tochter? fragte diese.

Hannchen. Ich meine die Liese —

Mutter. Hannchen! Hannchen! wie sprichst du! Ist das wohl schön und edel, sich solcher Ausdrücke zu bedienen? Hat Lisette das um dich verdient, daß du sie jetzt ein Mensch nennst, daß du so wegwerfend von ihr sprichst?

Hannchen. Sie ist nur eine Magd, liebe Mutter!

Mutter. Ich sehe, es kommt immer schöner. Du Thörinn! glaubst du denn, daß man eine Magd so verächtlich behandeln dürfe? Ist sie nicht so gut ein Mensch, wie

du und ich? Hätte sie nicht eben so gut eine Mamsell oder ein Fräulein seyn können, wenn der Zufall gewollt hätte, daß sie von wohlhabendern Eltern geboren worden wäre? Und verdient eine Magd, die ihre Geschäfte treu verrichtet, nicht eben so sehr unsern Dank, als eine Mamsell, die die ihrigen pünctlich thut? ja, hat sie nicht mehr Werth als so viele Mamsells und Fräuleins, die den ganzen Tag nichts thun, als befehlen, essen und trinken, spazieren gehen, Visiten machen und annehmen, zur Noth etwas Zerstreuendes lesen, oder ein Bißchen nähen, stricken oder sticken? Gerade die härtesten Arbeiten werden von den Dienstbothen verrichtet; müssen wir sie daher nicht schätzen? müssen wir uns nicht so gegen sie betragen, wie es sich geziemt, und wie sie es verdienen? Ohne ihre Beyhülfe würden wir alles selbst thun müssen. Lisette ist vollends

ein treuer, ordentlicher Dienstbothe. Sie hat dir, besonders als du noch klein warst, viele Dienste erwiesen; sie hat dich wie eine zweyte Mutter gepflegt, und du willst sie jetzt ein Mensch schimpfen? — Mädchen! Mädchen! Diese Unart macht mir für dein Herz bange!

Hannchen schlug die Augen nieder, ergriff ihre Mutter bey der Hand, und bekannte ihren Fehler. Die Mutter verzieh ihr, und die Tochter versprach, in Zukunft sich vor solchen Uebereilungen in Acht zu nehmen.

Einige Wochen hindurch hielt Hannchen wirklich Wort; ihr Herz war noch gut, und die guten Lehren ihrer liebreichen verständigen Mutter blieben nie ohne Wirkung. Lisette ward von nun an von ihr artiger behandelt.

Zum Unglück machte Hannchen zwey Monathe darauf die Bekanntschaft zweyer Töchter eines Hofrathes, in dessen Hause es sehr vornehm zuging. Malchen und Theres (so hießen sie) genossen zwar eine feine Erziehung, d. h. sie wurden sorgfältig im Französischen, im Tanzen und auf dem Claviere unterrichtet, waren aber dabey so unartig, daß sie von jedermann, nur von ihren Eltern nicht, im Herzen verachtet wurden. Unter andern hatten sie auch den Fehler an sich, über alles hinwegzusehen, was nicht reich und vornehm war; das meiste mußten die Dienstbothen des Hauses von ihrem lächerlichen Uebermuthe ausstehen. Das Gesindel! sagten sie oft, muß sich alles gefallen lassen, dafür bekommt es sein Essen und seinen Lohn! wollte man es artiger behandeln, so würde es die Nase bald bis an die Wolken erheben, und unsers gleichen seyn wollen.

Unter so feine gnädige Fräulein (denn so ließen Malchen und Therese sich tituliren) gerieth das gutherzige Hannchen. Was sie in ihrer Gesellschaft sah, empörte Anfangs ihr Herz, sie machte ihren Freundinnen Vorstellungen gegen ihr Betragen gegen das Gesinde, aber sie wurde verlacht, und gewöhnte sich auf diese Weise nach und nach so sehr daran, daß ihr das unartige Benehmen derselben nicht mehr auffiel, und sie dasselbe mit Gleichgültigkeit ansehen konnte.

Noch ungezogener als Malchen und Therese, betrug sich ihr Junker Bruder, Alexander, gegen das Gesinde. Seine Verwegenheit ging einmal so weit, daß er den zwey Bedienten ein Stück Pflaumenkuchen reichte, das er vorher mit einem Brechpulver bestreut hatte.

Hannchen ward durch den Umgang mit so ungezogenen Kindern immer mehr ver-

schlimmert. Auch sie nahm ein albernes, schnippisches Wesen und einen Hochmuth an, der junge Leute, die noch weiter keine Verdienste haben, so übel kleidet.

Lisette ward von neuem von Hanuchen verächtlich behandelt. Wenn sie nur etwas versah, so schmälte diese mit ihr; wenn sie sie bath, ihr bey einer Arbeit beyzustehen, so erhielt sie von ihr naseweise spöttische Antworten; wenn sie etwas thun sollte, so befahl Hannchen ihr dieses in einem gebietherischen, beleidigenden Tone, kurz, Hannchen ahmte in ihrem Betragen gegen die Köchinn ganz das Beyspiel der zwey Hofrathstöchter nach.

Einmahl besuchte Hannchen mit ihren Eltern einen öffentlichen Garten, in welchem sich viele Menschen auf verschiedene Weise belustigten. Einige schoben Kegel, andere tranken Kaffee, Schokolade und Limonade, noch

andere spazierten in den Alleen herum, mehrere ließen sich schaukeln, und viele tanzten in einem großen Saale.

Hannchen wünschte in den Saal zu gehen, und dem Tanzen zuzusehen. Als sie hereintrat, tanzte Liese mit einem Papiermachergesellen gerade eine Menuett. Als der Tanz aus war, und der Tänzer der Köchinn von ihr erfuhr, daß Hannchen die Tochter ihrer Herrschaft sey, glaubte er derselben einen Gefallen zu erweisen, wenn er sich die Ehre ausbäthe, mit ihr einen Reihen zu tanzen. Er kam zu Hannchen, und forderte sie dazu auf die artigste Weise auf. Aber Hannchen verzog dabey unmanierlich das Gesicht, und wies ihn mit vieler Kälte ab. „Er hat eben mit der Liese getanzt, sagte sie ziemlich laut, ich bin keine Magd, ich mag mit ihm nicht tanzen.“

Viele hatten diese Worte gehört, und sahen mit einem Mahle nach Lisetten, die im Gesichte über und über roth wurde, und in die unangenehmste Verlegenheit gerieth. Alle Zuschauer und Tänzer mißbilligten Hannchens einfältiges Betragen. Die alberne stolze Puppe! die Hoffahrtsnärrinn! murmelte man, und mehrere Tänzer gingen dicht an Hannchen vorbey, warfen verächtliche Blicke auf sie, und sagten so laut, daß sie es hören konnte: Nehmt die stolze Närrinn beym Flügel und schiebt sie hinaus!

Unwillig über das tadelhafte Betragen der Tochter, nahm die Mutter sie bey der Hand und ging mit ihr rasch aus dem Saale. Die Anwesenden fingen nun an, ihr nachzuzischen und zu lachen. Das drang der stolzen Thörinn sehr ans Herz, sie hielt sich fest an der Mutter, und sah vor Angst und Verlegenheit nichts, was draußen um sie vor-

ging. Ein junger Mensch, mit einem Teller Fettbrühe kam ihr entgegen gegangen, sie bemerkte ihn nicht, und stieß mit dem Kopfe an ihn an. Die Brühe ward ausgeschüttet, und richtete ihr neues Kleid von feinem Musselin fast ganz zu Grunde.

Das war zu viel Unglück auf ein Mahl. Sie fing an zu weinen. Die Mutter sagte kein Wort, sondern eilte, verdrießlich über die unartige Tochter, nach Hause. Meine Tochter, sprach sie hier, du hast abermahls deine Blößen gezeigt. Dein alberner Hochmuth —

Liebe Mutter, versetzte Hannchen, es schickte sich doch wirklich nicht, daß ich unter jenem Volke mittanzte —

Davon ist auch nicht die Rede, sprach die Mutter, daß du keine Lust hattest mitzutanzen, verarge ich dir weiter nicht, daß du dich aber auf eine so unmanierliche Wei-

se benahmst, und Lisetten in eine so große Verlegenheit setztest, das finde ich tadelhaft.

Hannchen hörte mit Gelassenheit die gerechten Vorwürfe der Mutter an, und versprach, nie wieder solche Fehler zu begehen.

Lisette, die von Hannchen sich so sehr beleidigt sah, verließ, betrübt darüber, bald den Tanzsaal, ging in einen einsamen Winkel des Gartens und weinte. Ich habe, sagte sie, dem Mädchen immer so vieles zu Liebe gethan, und es thut mir dafür in einer so großen Gesellschaft eine solche Schande an. Daß man sie ausgezischt hat, dafür werde ich vielleicht büßen.

Aengstlich kehrte Lisette nach Hause zurück. Noch ängstlicher trat sie in das Zimmer ihrer Frau. Verzeihen Sie, sagte sie, daß ich die Veranlassung zu Kränkungen für Sie gewesen bin. Man hat Sie und Mam-

sell Hannchen durch das unhöfliche Zischen sehr beleidigt; aber glauben Sie mir, ich war nicht Schuld daran; es war auch mir sehr unangenehm.

Gute Lisette, erwiderte Frau Richmond, (denn Richmond hieß ihr Mann, Hannchens Vater) ich habe dir nichts zu verzeihen, denn du bist an allem unschuldig. Aber du hast dich mit Recht über meine Tochter zu beklagen. Sie hat sich übel gegen Dich benommen. Ich habe ihr deßhalb das Nöthige darüber schon gesagt. Verzeih' es ihr, sie wird sich in Zukunft besser betragen.

Lisette vergab dem unartigen Mädchen gerne, denn ihr Herz war versöhnlich, sanft und gut. Ein Paar Wochen verflossen, und Hannchen benahm sich gegen sie, wie es sich geziemte; es schien, als wolle sie ernstlich das Vorgefallene wieder gut machen.

Doch Hannchen blieb sich nicht gleich. Der fortgesetzte Umgang mit Malchen und Therese ließ sie bald die guten Vorsätze, die sie gefaßt, und das Versprechen, das sie der Mutter gethan hatte, vergessen. Ihr Hochmuth stieg mit jedem Tage, und Lisette wurde von ihr sehr oft auf eine kränkende Weise behandelt.

Eine Erkältung zog der Köchinn einige Wochen darauf eine gefährliche Krankheit zu. Frau Richmond räumte ihr eine hübsche Stube im Hause ein, ließ einen Arzt kommen, ließ sie sorgfältig pflegen, und besuchte sie des Tags zu wiederholten Mahlen. Hannchen that das letzte nicht, und wollte es nicht thun. „Tochter, sagte die Mutter mehrmahls zu ihr, willst du denn nicht einmahl zu Lisetten gehen, und zusehen, was sie macht. Das solltest du doch thun. Wann

du krank warst, war sie fast immer bey dir, und pflegte dich mit aller Liebe und Geduld."

Ich mag nicht hingehen, versetzte darauf Hannchen, es ekelt mich zu sehr, ich könnte es unmöglich aushalten.

Einmahl bath die Kranke ihre Frau, sie möchte doch Hannchen zu ihr schicken, sie sehne sich herzlich danach, sie einmahl zu sehen.

Die Mutter sagte dieses ihrer Tochter, aber Hannchen wollte auch dies Mahl nicht hin; doch die Mutter bestand darauf, und das hochmüthige Mädchen mußte gehorchen. Sie ging zur Kranken hin. Diese war über ihre Ankunft sehr erfreut; aber Hannchen benahm sich läppisch. Sie hielt sich die Nase zu, wollte Liesen durchaus nicht die Hand reichen, sprach nur wenige Worte und ging

wieder fort, als sie kaum drey Minuten bey ihr zugebracht hatte. Die Kranke wurde innerlich betrübt darüber.

Ganz anders betrug sich Mariane, die Tochter eines Secretairs, der vor einigen Wochen gestorben war. Lisette hatte ein Paar Jahre in dem Hause desselben gedient, und durch ihre Treue und gute Aufführung sich ihrer Herrschaft volle Zufriedenheit erworben. Mariandchen erfuhr kaum, daß Lisette krank danieder liege, als sie sogleich zu ihr eilte, und an ihrem Zustande den herzlichsten Antheil nahm. Dieses edle Betragen des dankbaren Mädchens machte auf Frau Richmond einen sehr angenehmen Eindruck. Sie ließ sich mit Mariandchen, die ihr bis jetzt unbekannt geblieben war, in ein Gespräch ein, und fand in ihr ein sanftes, treffliches Mädchen. Sie verglich Hann-

chen mit ihr, und fühlte den großen Unterschied zwischen beyden. O wäre doch meine Tochter auch so gut als Mariandchen! sagte sie, welche Freude wäre dieß für mich! Sie rieth Hannchen an, mit Marianen sich bekannt zu machen, und mit ihr umzugehen. Allein Hannchen fand an den Töchtern des Hofrathes mehr Geschmack, und verschmähte die Freundschaft der gesitteten Mariane.

Da Hannchen ihr Betragen gegen die Köchinn nicht änderte: so wurde dieser endlich der Aufenthalt in dem Richmondschen Hause zuwider, und sie nahm es sich vor, dasselbe zu verlassen. Nach einem Jahre both sich ihr eine schickliche Gelegenheit dazu an; ein wackrer junger Mann aus einem nahen Marktflecken hielt um ihre Hand an, und Lisette wurde seine Frau. Hannchen wurde

zur Hochzeit geladen, erschien aber nicht dabey; Mariane hingegen war der Einladung gefolgt, und freute sich mit den andern Gästen über das Glück der rechtschaffenen Braut.

VII.

Das Raubschiff.

(Fortsetzung.)

Nach ein Paar Jahren wurde Frau Richmond von einer gefährlichen Krankheit überfallen. Hannchen weinte, und verließ selten das Bett ihrer Mutter. Oft schlang diese ihren Arm um sie, und bath sie mit Thränen, sich zu trösten. Aber Hannchen war untröstlich. Mutter, liebe Mutter! jammerte sie, ach, wenn die Krankheit nur nicht schlimmer wird, wenn Sie nur nicht

sterben! O wie unglücklich — wie unglücklich wäre ich dann!

Meine Tochter, stammelte die gerührte Mutter, es gehe mir wie Gott will. Ich will alles mit Ergebenheit aus seinen Vaterhänden annehmen. Ich bin bereit, diese Welt zu verlassen, wenn er es will; aber ich bitte ihn täglich, mich noch einige Jahre leben zu lassen, damit ich für Deine Ausbildung noch so lange sorgen könnte.

Gott erhöre Ihr Gebet, liebe Mutter! schluchzte Hannchen, fiel neben dem Krankenbette auf ihre Kniee, faltete die Hände gen Himmel, und aus ihrem Innersten strömte das Gebeth: Gott! erhalte meine Mutter am Leben!

Nach zwey Tagen wurde Hannchen des Abends an das Sterbebett ihrer guten Mutter gerufen. Im ganzen Zimmer war es dunkel, nur ein schwachloderndes Lämpchen

brannte in einiger Entfernung vom Bette. Außer dem Röcheln der Kranken hörte man nicht den leisesten Laut. Das matte Dunkel und die schaurige Stille im Krankenzimmer machte auf Hannchen einen sehr wehmüthigen Eindruck. Mit leisen Schritten und bebendem Herzen trat sie näher. Gott, welch ein Anblick für sie! Ihre Mutter rang mit dem Tode. Hannchen stürzte, erschüttert in ihrem Innersten, nach dem Bette hin. Die Mutter nahm noch ein Mahl alle ihre Kräfte zusammen, streckte ihre Hand nach ihr aus, und sagte mit gebrochenen Worten: Meine liebe Tochter — leb wohl! — werde gut — sey immer sanft und bescheiden und liebe — die Menschen — —

Hannchen weinte laut, und ließ ihre Thränen auf das Herz der Mutter fallen, das nur noch schwach schlug. Der Todesschweiß trat der Sterbenden auf die Stirne.

Hannchen trocknete ihn mit einem weißen Tuche ab. Die Mutter legte ihre schwache Hand auf ihr Haupt. Mein Segen — stammelte sie, und schloß ihr Auge auf immer.

Hannchen, als sie ihre Mutter ohne Leben vor sich sah, sank ohnmächtig zu Boden. Man hob sie auf, trug sie in ein anderes Zimmer, und brachte sie wieder zum Bewußtseyn. Aber Trost wollte sie nicht einmahl von ihrem Vater annehmen. Sie weinte in einem fort, und so vergingen viele Wochen, ehe sie etwas ruhiger wurde. Das weiße Tuch, womit sie den Todesschweiß von der Stirne der Mutter getrocknet hatte, hob sie auf als ein Heiligthum, und wann sie zuweilen einsam in einem Winkel da saß, und ihren Betrachtungen nachhing, zog sie das Tuch hervor, küßte und benetzte es mit ihren Thränen.

Ihr Vater glaubte am besten für sie zu sorgen, wenn er sie in eine weibliche Erziehungs-Anstalt schickte, die sich in einer nahen Stadt befand. Er gab ihr dahin die besten Lehren mit, und Hannchen versprach, sie treulich zu befolgen.

Nach einem Jahre ereignete sich für Herrn Richmond ein Unglücksfall, der ihn in Verlegenheit setzte. Er hatte von einem Kaufmanne große Summen zu fordern. Unglücklicher Weise starb derselbe und hinterließ eine Menge Schulden. Herr Richmond bekam von seinem Gelde nicht einen Heller wieder. Der Schade war groß, und Herr Richmond mußte nun nachdenken, wie er ihn auf eine gute Weise wieder ersetzen sollte.

Um diese Zeit verbanden sich mehrere Kaufleute mit einander zu einer Unternehmung, von der man sich einen großen Gewinn versprach. Es sollte ein Schiff nach

der Insel Malta am Mittelländischen Meere geschickt werden, um dahin Waaren zu bringen, die damahls dort gerade in einem sehr hohen Preise standen. Herr Richmond trat bey, gab all' sein Geld her, das er vorräthig hatte, lieh von einem Freunde noch einige Summen dazu, und entschloß sich, in eigener Person nach Malta zu fahren.

Ehe er abreiste, ließ er noch seine Tochter zu sich kommen, und nahm von ihr einen herzlichen Abschied. Sie war dabey sehr gerührt, und hing bey der Trennung mit der zärtlichsten Liebe an seinem Halse, wollte sich auch lange nicht von ihm losreißen. „Vielleicht sehe ich Sie nie wieder, lieber Vater!" seufzte sie, und begleitete ihre Worte mit heißen Thränen.

Herr Richmond trat seine Reise mit Muth und Hoffnung an. Ging alles, wie man wünschte und erwartete, so warf die

Unternehmung ihm so viele Vortheile ab, daß der Verlust, den er vor kurzem erlitten hatte, reichlich ersetzt wurde.

Die ersten Tage, die man auf der offenen See verlebte, waren sehr schön; endlich veränderte sich aber das Wetter; Wolken umzogen den Himmel; es wurde düster; es erhob sich ein Sturm, und die Reisenden standen manches Ungemach aus. Doch dauerte dieß nicht lange. Der Himmel klärte sich bald wieder auf, die Sonne lächelte freundlich auf die Erde herab, und die Fahrt zur See gewann neue Reitze. Die Reisegesellschaft war munter, man scherzte, musicirte und sang.

Bald aber wurde die Freude auf einige Augenblicke unterbrochen. Der Schiffskapitain machte die Entdeckung, daß sie sich um einige Stunden nach Süden zu verirrt hätten. Das ist schlimm, sagte er, wir

sind dem Raubneste Algier zu nahe gekommen, in dieser Gegend schwärmen gewöhnlich Algierische Raubschiffe in Menge herum, es wäre arg, wenn wir in ihre Klauen fielen.

Schrecken verbreitete sich auf allen Gesichtern, man glaubte sich schon in der Gewalt der Barbaren, fühlte schon die Fesseln der Sclaverey! Der Kapitain lächelte; nahm ein Fernrohr, und sah sich nach allen Seiten um. Wir können ruhig seyn, sagte er darauf, ich sehe nirgends ein Schiff.

Diese Worte brachten neues Leben unter die Gesellschaft. Das Schiff wurde anders gelenkt, und der Steuermann versprach dasselbe in sechzehn Stunden wieder auf die rechte Straße zu bringen. Nun waren alle wieder ruhig, sangen und jubelten.

Doch dieß währte nicht lange. Kaum war man sechs Stunden gefahren, so rief ein Matrose, der in dem Korbe des Mittel-

mastes saß, und durch ein Fernrohr sah, daß er ein großes Fahrzeug sehe.

Dieß brachte auf dem Schiffe alles in Bewegung. Furcht und Hoffnung wechselten auf den Gesichtern der Reisenden. Alles drängte sich zum Kapitain. Dieser nahm das größte Fernrohr und sah durch dasselbe. Jedermann war in banger Erwartung, was er sagen werde. „Ein Algierischer Kaper!" rief er aus, und Schrecken ergriff jeden. Alles lief durcheinander. Manche jammerten, viele zitterten, ohne ein Wort zu sprechen, der Kapitain pfiff, ließ die Glocken ziehen und gab seine Befehle. Jeder Matrose mußte auf seinen Platz. Die Kanonen, die sich auf dem Schiffe befanden, wurden zurechte und alles zu einer Schlacht bereit gemacht.

Der Kapitain wäre gern nordwärts gefahren, um dem Kaper aus dem Gesichte

zu kommen; allein der Wind war ungün- stig, und trieb das Schiff immer südlicher. Auf ein Mahl veränderte sich die Scene, und alles athmete freyer. Der Kapitain rief nehmlich, daß das Raubschiff plötzlich ver- schwunden sey, und daß er glaube, sie wä- ren von ihm nicht bemerkt worden. Jeder- mann wünschte sich Glück zu dieser uner- warteten Rettung. Doch die Freude war zu voreilig.

Das Schiff war genöthigt, bey einem Felsen vorbey zu fahren, hinter welchem eine enge Bucht lag. Niemand dachte an Ge- fahr. Kaum war man aber um den Felsen an die Bucht gekommen, als mit einem Mah- le ein betäubender Kanonendonner alle in das größte Schrecken setzte. Das Schiff ward von vielen Kugeln getroffen, der Mittelmast entzwey geschossen, und der Kapitain von einem abgeschossenen großen Splitter so stark

an den Kopf getroffen, daß er todt zu Boden sank.

Mit Schrecken erblickte man in mäßiger Entfernung einen Kaper, der sich in der Bucht versteckt hatte. Man löste die Kanonen, es entstand ein fürchterlicher Donner; bald war das Schiff in Rauch gehüllt, alle Masten weggeschossen; viele Matrosen getödtet, und alles in der entsetzlichsten Verwirrung. Da es vollends an einem kommandirenden Kapitain fehlte, so wäre es Thorheit gewesen, Rettung zu erwarten.

Der Kaper legte sich bald an das Schiff; die Mannschaft auf demselben ergab sich, und der Räuber führte nun beydes, Schiff und Mannschaft, an die Küste von Algier. Das Schiff und die darauf befindlichen Waaren wurden an die Meistbiethenden verkauft. Den Menschen ging es nicht besser. Sie wurden in Fesseln gelegt, auf einen Markt

geführt und verhandelt. Herr Richmond wurde von einem reichen Kaufmanne für einen ziemlich hohen Preis gekauft, und noch am artigsten behandelt. Sein Herr wollte ihn ein Vierteljahr bey sich behalten, dann aber nach Egypten führen, und ihn dort an einen reichen Fürsten oder Bey verkaufen. Nichts schmerzte den redlichen Mann bey seinem Unglücke so sehr, als der Gedanke an seine Tochter, die durch den Verlust des Vaters in die elendesten Umstände gerathen mußte.

In Europa wurde das Unglück des Schiffes nach einem Vierteljahre bekannt. Hannchen erfuhr das traurige Schicksal ihres Vaters. Der gräßlichste Schmerz ergriff ihre Seele, sie sank bewußtlos hin, und wurde nur mit Mühe wieder zum Leben gebracht. „Ich Unglückliche! rief sie, nun habe ich nichts, was mich auf der Welt noch freuen könnte. O mein Vater! mein

Vater! in welchem Elende mußt du schmachten! O könnte deine Tochter dir die Fesseln abstreifen, oder doch mit dir das Unglück theilen! Armer, armer Vater! das hast du nicht verdient! Ach, mein Leben gäbe ich hin, wenn ich dich retten könnte! Gott! Gott! mildre sein Unglück! schenke ihm wieder die Freyheit! schenke mir wieder den Vater!"

So jammerte Hannchen, aber das Unglück war nicht zu ändern. Eine bedenkliche Krankheit warf sie danieder. Ein halbes Jahr lang litt sie daran. Man zweifelte an ihrem Aufkommen; doch endlich erholte sie sich; ihr Herz ward durch die Widerwärtigkeiten, die sie litt, so sanft, so veredelt, daß sie für eines der liebenswürdigsten Frauenzimmer der Stadt galt, in der sie sich jetzt aufhielt. Ihre Erzieherinnen liebten sie innig, und thaten alles, um

ihr Herz aufzuheitern, und sie zu beruhigen; doch ihre Mühe war vergebens; Hannchen blieb kränklich an Körper und Geist; eine schmerzliche Traurigkeit war ihre beständige Gefährtinn; der Tod wäre ihr willkommen gewesen; sie bath den Himmel darum, aber ihr Gebeth blieb unerhört.

VIII.

Mariane.

(Fortsetzung.)

Noch war Hannchens Unglück nicht vollendet. Verlassen stand sie da auf Gottes Welt, als eine Vater- und Mutterlose Waise. Jetzt fiel ihr in den Stunden der Traurigkeit das Betragen ein, das sie sich einst gegen die Köchinn ihrer Mutter erlaubt hatte. O wie bereute sie ihren Fehler! wie sehr wünschte sie ihn nie begangen zu haben! "Gott, klagte sie zu wiederholtenmah-

len, jetzt ist mein guter Vater auch ein Dienstbothe, ein Sklave. Ach, wenn man ihn nur nicht grausam behandelt! wenn nur die Kinder seines Herrn nicht eben so gegen ihn handeln, wie ich gegen unsre treue Lisette."

Doch diese Gedanken waren es nicht allein, die ihr so große Schmerzen verursachten; es kam noch ein anderer niederschlagender Gedanke dazu, der Gedanke, daß vielleicht nach kurzem sie selbst als Dienstbothe ihren Unterhalt werde verdienen müssen; denn das Unglück ihres Vaters machte sie zu einem armen Mädchen. Das baare Geld, das er besaß, hatte er in Waaren gesteckt, die gekapert wurden. Das Haus, die Gärten und Aecker, die ihm gehörten, wurden verkauft, und damit seine Schulden getilgt; für Hannchen blieb nichts übrig.

Hannchen fühlte sich unglücklich; sie verließ die Erziehungsanstalt, und begab sich nach ihrer Vaterstadt, wo sie in dem Hause des Hofrathes Trost und Unterstützung erwartete. Sie glaubte Malchen und Therese würden ihr mit offenen Armen entgegen kommen, und sich ihrer thätig annehmen. Allein wie täuschte sich die Arme! Kaum daß Malchen und Therese sie ansahen. Sie thaten, als wäre ihnen Hannchen ganz fremd, und gaben ihr deutlich genug zu verstehen, daß sie von ihnen nichts zu erwarten hätte, und daß ihnen ihr Besuch nur lästig wäre.

Gott! seufzte Hannchen, wie sehr habe ich mich in diesen Heuchlerinnen geirrt. Als mein Vater noch Geld hatte, thaten sie so freundlich gegen mich, stellten sie sich als meine aufrichtigsten Freundinnen, und jetzt — jetzt sehen sie mich über die Achseln an, be-

handeln mich verächtlich, und vergrößern dadurch mein Unglück.

Was sie nun anfangen sollte, wußte Hannchen nicht. Sie kam wohl auf mancherley Gedanken, machte mehrere Entwürfe, verwarf sie aber auch gleich wieder. Schwebend zwischen Furcht und Hoffnung, wünschte sie ihrem unglücklichen Leben durch den Tod ein baldiges Ende, als auf ein Mahl ein rettender Engel erschien, und sie aus ihrer schrecklichen Verlegenheit riß. Dieser Engel war — Mariane, deren Umgang Hannchen einst verschmäht hatte.

Hannchen! sagte Mariane, als jene ihr mit offenen Armen und Thränen im Auge entgegen eilte, liebes Hannchen! Sie sind betrübt! Sie weinen!

O Marianchen! rief sie schluchzend, und sank ihr an die Brust.

Liebes, liebes Hannchen! sprach Mariane in einem beruhigenden Tone; trösten Sie sich! verlieren sie den Muth nicht! Mein Herz nimmt an Ihren Schicksalen innigen Antheil!

O ich bin unglücklich! rief Hannchen, ich bin unglücklich! Ich bin das unglücklichste Mädchen auf der Welt! — die Mutter todt — der Vater mir entrissen! — ach, und dabey — —

Gutes, gutes Mädchen, erwiderte Marianchen, Sie sind allerdings unglücklich. Sie haben einen rechtschaffenen Vater verloren. Aber ich habe auch dieses Unglück erfahren, mein Vater, ach, er war so redlich, so liebreich, und er ist nicht mehr; in seinen besten Jahren entriß ihn mir der Tod.

Eine wehmüthige Empfindung bemächtigte sich bey diesen Worten ihres Herzens, sie fing an zu weinen, und drückte gerührt

Hannchen an ihre Brust. — Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft, fing sie nach einer Pause an, kommen Sie mit mir zu meiner Mutter, wohnen Sie mit uns, sie wünscht es, sie hat mir aufgetragen, Ihnen dieses zu sagen; gefällt Ihnen unsre einfache Lebensart, können Sie bey unsrer spärlichen Kost bestehen, und ist Ihnen an unserer herzlichen Liebe etwas gelegen, so kommen Sie, kommen Sie, liebes Hannchen! thun Sie mir diesen Gefallen!

Hannchen ward durch diesen schonenden, liebreichen Antrag tief gerührt; ihre Thränen flossen unaufhaltsam von ihren abgehärmten Wangen, sie herzte und küßte Marianen, und ein belebender Strahl von Hoffnung drang in ihre Seele. Sprechen konnte sie nicht, aber ihre Thränen sagten mehr als Worte. Von ihrem Herzen fiel eine schwere Last, sie fing an freyer zu athmen,

die Welt gewann für sie neuen Reitz; denn sie hatte — eine Freundinn gefunden.

Mariane wurde sogleich von ihr zur Mutter begleitet. Diese kam ihr mit Freundlichkeit entgegen, und empfing sie auf die liebreichste Art. Das Haus, in welchem sie mit ihrer Tochter wohnte, war klein, aber Reinlichkeit und Ordnung und das treffliche Herz der Bewohnerinnen machten es Hannchen zu einem sehr angenehmen Aufenthalte. Wie viel sie diesen guten Seelen zu verdanken habe, fühlte sie in seinem ganzen Umfange. Sie sah, wie sparsam Marianens Mutter mit ihrer Tochter leben, wie emsig beyde vom frühen Morgen bis in die späte Nacht an ihrer Arbeit seyn mußten, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, wie oft kein Geld da war, um die nöthigsten Bedürfnisse zu bestreiten, und wie Mutter und

Tochter doch den Muth nicht verloren, sondern Gott vertrauten und gegen Hannchen immer freundlich und herzlich blieben, ob diese gleich nicht viel verdienen konnte.

Dieß alles sah Hannchen, und wurde durch den Edelmuth dieser lieben Menschen nicht wenig gerührt. Sie haben selbst kaum zu leben, sagte sie oft zu sich selbst, und doch nehmen sie sich meiner an, als wenn ich ein Kind vom Hause wäre. Gott lohne die Guten dafür!

So liebreich indeß Hannchen in diesem Hause behandelt wurde: so glaubte sie doch, es wäre ihre Schuldigkeit, ihren Wohlthäterinnen nicht zu lange zur Last zu fallen. Aber was sollte sie thun? Es schien ihr kein anderer Weg übrig zu seyn, als irgendwo in Dienst zu treten. Doch dieser Gedanke schlug sie so sehr danieder, daß sie ihn bald wieder aufgab.

Unerwartet wurde Hannchen bald aus ihrer Verlegenheit gerissen. Es öffneten sich neue Aussichten für sie, die ihr alles Gute versprachen, und von ihr sogleich benutzt wurden.

IX.

Die unglücklichen Tage.

(Fortsetzung.)

Die neuen Aussichten für Hannchen bestanden darin. Eine wohlhabende Familie, die von Hannchens jetzigem Aufenthaltsorte vierzig Meilen entfernt lebte, besuchte an diesem Orte ihre Verwandten, und lernte das unglückliche Mädchen kennen. Es gefiel, und Herr Weilberg (so hieß der Familienvater) that ihm den Vorschlag, mit ihm nach seinem Wohnorte Ruhthal zu reisen, und sich bey ihm aufzuhalten.

Hannchen nahm dieses Anerbiethen mit Dank an, besonders da Herr Weilberg versicherte, es sollte ihr in seinem Hause wohlgehen, er wolle für sie väterlich sorgen, und ihr Bestes nach allen Kräften befördern. Nach einer Woche trennte sie sich von Marianen und ihrer Mutter unter heißen Thränen und Danksagungen, und kam bald darauf in Ruhthal an, wo sie sich ein ruhiges und frohes Leben versprach.

Allein ihre Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Es begannen für sie an diesem Orte die traurigsten Tage. Die Frau des Hauses, in welchem sie sich befand, war äußerst strenge, bisweilen sehr hart, besonders gegen ihre Untergebenen. Kaum war Hannchen eine Woche bey ihr, so erfuhr sie auch ihre Härte. Frau Weilberg verlangte von ihr die beschwerlichsten Arbeiten, und da Hannchen sie nicht mit der ge-

wünschten Schnelligkeit verrichtete, so bekam sie von ihr sehr harte Verweise, die ihr manche Thräne auspreßten. Doch, das war noch nicht alles. Obgleich die schweren Geschäfte, die sie zu verrichten hatte, ihre Kräfte ermatteten und ihr nicht anstanden: so hätte sie sich doch allmählich daran gewöhnt. Allein das konnte sie nicht verschmerzen, daß sie nicht anders als eine gewöhnliche Dienstmagd behandelt wurde. Man kleidete sie schlecht, man nahm sie in keine Gesellschaft mit, man sprach zu ihr in einem rauhen Tone, man ließ sie mit den Mägden essen, und wenn sie etwas versah, so setzte es nicht nur harte Worte, sondern zuweilen wohl auch Püffe und Ohrfeigen.

Diese Behandlung griff Hannchen in dem Innersten ihres Herzens an. Ihr Muth, ihr unbefangenes Wesen verlor sich; sie wurde traurig, schüchtern und verzagt. Wenn

sie daran dachte, wie sie sonst lebte, und wie sie jetzt leben müsse, dann empörten sich alle ihre Gefühle, dann rang sie die Hände und weinte bitterlich. Kam ihr dabey vollends ihre gute Mutter, ihr unglücklicher Vater in den Sinn, dann wußte sie sich nicht zu fassen, sie wollte vergehen vor Angst und Schmerz; nur im Grabe hoffte sie Trost und Beruhigung; nur in den kalten Armen des Todes das Ende ihrer Leiden. Oft sank sie in einem abgesonderten Winkel auf ihre Kniee hin, zerfloß beynahe in Thränen und jammerte: „O meine Mutter! o mein Vater! ach! sähet ihr eure unglückliche Tochter! Euer Herz würde bluten vor Schmerz! Voll Mitleiden würdet ihr mich in eure schützende Arme fassen, wenn ihr bey mir wäret! Ach, ihr seyd ferne von mir, und wir kommen auf dieser Welt nie wieder zusammen! Ach, als ich noch um

euch war, als ich noch eure Liebe, eure Fürsorge genoß, was waren dieß für selige Tage! O Vater! o Mutter! wie danke ich euch dafür! Unglücklich ist das Kind, das keine Eltern mehr hat, und so verschmäht und gedrückt leben muß, als ich!"

Eine sichtbare Melancholie erfüllte Hannchens verwundetes Herz. Dies merkte ihre Frau, und behandelte sie von nun an noch härter. Das einfältige Geschöpf! sagte sie einmahl, thut es doch so, als wenn man es auf den Händen wiegen, ihm keine Geschäfte auftragen, ihm nichts als Marcipan, Mandelmilch, gebratene Fasanen, Krebssuppen und Austerpasteten vorsetzen sollte. Es kann froh seyn, daß es nicht umkommt. Hätten wir uns nicht des Bettelmädchens angenommen, so wäre es in seinem Elende verschmachtet!

So sprach die herzlose Frau, und machte Hannchen bey jeder Gelegenheit die beleidigendsten Vorwürfe. Ihr Unwille gegen sie nahm mit jedem Tage zu. Das geringste Versehen zog ihr die härtesten Strafen zu. Unter andern mußte sie oft, wenn sie einen Fehler beging, die Stube verlassen, und sich in dem Hofe bey einem angeketteten Hunde aufhalten, welcher Mopper hieß. „Gleich zu dem Mopper!“ hieß es dann, und Hannchen mußte gehorchen. Mehrmahls wurde ihr das Essen zu dem Hunde getragen, und sie genöthigt, dasselbe in seiner Gesellschaft zu verzehren. Wie sehr ein solches Verfahren gegen sie ihr Herz betrüben und schmerzen mußte, kann man sich leicht vorstellen.

Eines Tages hatte Hannchen in der Küche ein Geschäft zu verrichten. Ihre Frau rief ihr zu, sie sollte schnell zu ihr kommen. Hannchen eilte was sie konnte, blieb aber

unglücklicherweise an einem Nagel hängen, und zerriß ihre Schürze. Als dieses die Frau bemerkte, erhob sie einen Lärm, als wenn ein großes Unglück vorgefallen wäre, hielt dem erschrockenen Mädchen eine derbe Strafpredigt, ergriff es endlich sogar bey dem Schopfe, und zauste es herum. —

Hannchen weinte und wollte sich entschuldigen. Dadurch brachte sie aber die Frau so sehr auf, daß sie ihr drohte, im Fall sie nicht gleich mäuschenstill wäre, eine Peitsche zu ergreifen, und sie durchzuhauen. „Du liederliches Mensch! rief sie dann, glaubst du denn, daß ich mir von dir etwas werde sagen lassen? Seht mir nur die Dirne an! Thue mir ja keinen Muckser, sonst geht es dir übel.“

Hannchens Herz wollte brechen vor Unmuth. Solche Reden erschütterten sie ganz. Besonders machten die Worte: „D u l i e-

derliches Mensch!" den schmerzlichsten Eindruck auf sie. Sie ward dadurch an der empfindlichsten Seite beleidigt. Aber sie mußte, wollte sie nicht noch ärger behandelt werden, alles mit stiller Ergebung und Geduld ertragen!

Der Herr des Hauses war zwar nicht so hart, als seine Frau, allein er ging seinen Geschäften nach, und bekümmerte sich wenig um Hannchen und um die Behandlung, die sie von seiner Gattinn erfuhr. Mehr als er machte sich sein einziger Sohn Max, mit ihr zu schaffen. Dieser muthwillige Knabe hatte die böse Gewohnheit, sich über andere gern lustig zu machen, und sein Unwesen besonders mit dem Gesinde des Hauses zu treiben. Auch Hannchen erfuhr dieß fast täglich. Keine Gelegenheit, bey der er sie lächerlich machen konnte, ließ er unbenutzt vorbey gehen. Er behandelte sie

gerade so, wie die Kuhmagd, und gab ihr mehrere Schimpfnahmen. Seine Ungezogenheit ging so weit, daß er, als sie einmahl zum Mopper mußte, einen Strohkranz nahm, ihr denselben auf den Kopf setzte, und spöttisch ausrief: „Sehet da, die hochgebiethende Königinn im Hundereich. Mopper ist ihr erster Minister!"

Hannchen beklagte sich mehrmahls über dieses unartige Betragen des schlechtgesinnten Knaben bey seinen Eltern; allein es half nichts. Sie blieb seinen ungezogenen Neckereyen beständig ausgesetzt, und sah keine andere Rettung, als mit unerschütterlicher Geduld sich in ihr trauriges Schicksal zu ergeben. Wie oft dachte sie jetzt an ihr eigenes Betragen gegen Lisette, die Köchinn! wie oft sagte sie: ach, das alles habe ich um diese gute Person verdient! ich habe sie häufig verächtlich behandelt, und das Un-

schickliche und Schlechte, das darin liegt, nicht gefühlt! Jetzt sehe ich es recht ein, wie sehr ein solches Betragen schmerzt, und wie sehr jedermann verpflichtet ist, gegen seine Untergebenen sich schonend und liebreich zu betragen.

Unter Schmerz und Gram verflossen Hannchen in Ruhthal vier unglückliche Jahre. Ihr Herr unternahm jetzt eine große Reise, von der er erst nach einem halben Jahre zurückzukehren gedachte. Hannchen gerieth darüber in keinen kleinen Schrecken, denn sie sah ihr Unglück voraus; sie sah voraus, daß sie in der Abwesenheit des Hausherrn, von seiner Frau und Max alles Schlimme werde auszustehen haben, und ein kalter Schauer durchlief ihren Körper.

Was sie befürchtete, trat wirklich ein. Kaum war Herr Weilberg aus Ruhthal, als das arme Mädchen keinen frohen Augen-

blick mehr hatte. Alles stürmte auf sie los, alles hielt sich über sie auf, alles beeiferte sich, ihr das Leben recht sauer zu machen. Selbst das übrige Gesinde trat gegen sie auf, weil es sah, daß die Hausfrau und ihr einziger Sohn gegen sie eingenommen waren. Hannchen duldete lange die Neckereyen ihrer Feinde mit Muth, aber endlich konnte sie es nicht länger aushalten. Sie wurde mißvergnügt, sie grämte sich heimlich, sie weinte, und verlor alle Hoffnung. Dieß wirkte auf ihren Körper so übel, daß sie unpäßlich und ihre Nerven sehr zerrüttet wurden. Aber auch jetzt hatte man noch kein Mitleiden mit ihr, auch jetzt belastete man sie mit schweren Arbeiten, und machte sie zum Gegenstande des Spottes.

Endlich raffte Hannchen alle ihre Kräfte zusammen, faßte Muth, und kam auf den Entschluß, das Weilbergsche Haus, das

ihr jetzt als eine Hölle vorkam, zu verlassen, und sich in die Arme besserer Menschen zu werfen. Sie ließ ihrer hartherzigen Frau etwas davon merken; diese, sehr aufgebracht darüber, schrie unwillig: Du kannst dich immer fortpacken! Ich werde dir keine Hindernisse in den Weg legen! ich werde mich vielmehr freuen, daß ich deiner wieder los bin! Es ist dir bey uns noch viel zu gut gegangen! aber so gehts! wenns dem Esel wohl geht, läuft er aufs Eis, um darauf zu tanzen! Packe immer noch heute deine Siebensachen zusammen, und mache dich aus meinen Augen weg.

Voll Vertrauen auf Gott und gute Menschen, sammelte Hannchen ihre Kleinigkeiten zusammen, nahm das Bündelchen unter den Arm, und verließ mit Thränen das Weilbergsche Haus, in welchem sie des Elendes genug erfahren, dabey aber sich auch in der

schönen weiblichen Tugend, in der Geduld und Ergebung geübt hatte.

Als sie auf einem Hügel hinter Ruhthal stand, sah sie sich noch ein Mahl nach dem Orte um, und helle Zähren perlten von ihren bleichen Wangen. Sie fühlte sich einsam, fühlte sich verlassen von aller Welt, ohne Freunde, ohne Geld, ohne Aussicht. Schon wollte ihr der Muth sinken, als sie die freundliche Gegend übersah, und die holde, warme Sonne ihr lächelnd ins Gesicht schien. Da erweiterte sich ihr Herz; mit den warmen Strahlen der Sonne fielen auch schöne Strahlen der Hoffnung in ihre Seele. Es ist ein Gott, sagte ihr das Herz, der die Welt erhält und regiert! Es ist ein Gott, der ein Vater der Guten ist. Die Sonne verkündigt ihn; es verkündigt ihn Berg und Thal, Thiere, Blumen und Bäume; es verkündigt ihn besonders der Mensch,

dieses Meisterstück der Schöpfung. „O Vater, Vater, der du über den Sternen wohnst, bethete sie, laß mich auf dich, auf deine Huld, auf deine Güte und Weisheit vertrauen!“

Sie war bey diesen Worten, ohne daß sie es wußte, auf ihre Kniee gefallen, ein Strom von Thränen benetzte ihr Gesicht, ein wehmüthiges aber süßes Gefühl, und ein stärkender beseligender Glaube erfüllte ihre Brust, sie stand gestärkt und entschlossen auf, und ging weiter.

In der Ferne thürmten sich schwarze Wolken auf, die Sonne verbarg sich hinter denselben, es fing an zu donnern; die Blitze erleuchteten den Himmel; Hannchen wurde beklommen, und erwartete ängstlich ein schweres Gewitter. Aber die Wolken zertheilten sich, Donner und Blitz hörten auf, die freundliche Sonne kam wieder zum Vorschein,

und der reine blaue Himmel erfreute von neuem das Auge und Herz der Wandernden. Auch das Ungewitter meines Lebens kann sich bald verziehen, dachte sie, auch mir kann bald die Sonne eines froheren Daseyns scheinen.

Solche Gedanken und Gefühle heiterten ihre Seele merklich auf. Die Sonne neigte sich, und die Dämmerung begann, als Hannchen ein kleines, aber schön gelegenes Städtchen erreichte, und zu ihrer Verwunderung hörte, daß Ruhthal davon beynahe drey Meilen entfernt sey.

X.

Hannchens Reise.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, schon drey Meilen zurückgelegt zu haben, heiterte Hannchens Herz ungemein auf, sie fühlte einen ungewöhnlichen Muth, ein Zutrauen zu sich selbst, das sie alles Unangenehme vergessen und alles Gute hoffen ließ. In dem Gasthofzimmer, das man ihr anwies, hing sie, ehe sie sich zur Ruhe begab, ihren Gedanken, Wünschen und Erwartungen nach, und schätzte sich glück-

lich, ihrer drückenden Lage entronnen und jetzt frey zu seyn.

Doch wohin sollte sie sich wenden? Diese Frage, die sie an sich that, machte sie etwas unruhig. Noch hatte sie sich dieselbe nicht beantwortet, als sie in einen süßen Schlaf versank, und die Nacht, erfreut durch angenehme Träume, sehr ruhig schlief. Mit dem Aufgange der Sonne erwachte sie. Wohin sollst du heute wandern? war die erste Frage, die sie an sich that.

Noch hatte sie nicht lange darüber nachgedacht, als ihr ihre Freundinn, Mariane, einfiel. Ja, zu dieser, sagte sie, zu dieser will ich hin! Mariandchen ist gut, ist edel. Sie wird mich mit der Liebe einer Schwester aufnehmen, sie wird mich trösten und beruhigen.

Dieser Einfall machte auf ihr Herz einen so wohlthätigen Eindruck, daß sie sich

vor Freude kaum zu lassen wußte. Ihr Gesicht und ihr Gemüth heiterten sich merklich auf, das Vergangene schwand aus ihrer Seele dahin, wie ein Nebel, den die warmen Strahlen der Sonne zertheilen; sie wäre lieber schon jetzt in die Arme Marianens gesunken, hätte gerne schon jetzt an ihrer liebenden Brust ihren bittern Gram ausgeweint! Sie bezahlte eiligst ihre Rechnung, und trat neu gestärkt ihre Reise nach Marianens Aufenthaltsorte an. Schöne Bilder der Zukunft schwebten vor ihrer Seele; sie träumte sich an die Seite ihrer geliebten Freundinn, genoß schon im Geiste die Freuden, die ihrer warteten, und wünschte sich Flügel, um nur desto früher bey ihr seyn zu können. Der unsichtbare, freundliche Engel edler Freundschaft begleitete sie.

Schon hatte sie ein Paar Meilen zurückgelegt, als sie sich sehr ermüdet fühlte.

Sie lagerte sich unter einen blühenden Birnbaum, der am Wege stand, und ruhete aus. Am späten Abend kam sie in einen Marktflecken, wo sie über Nacht zu bleiben beschloß. Ihre Füße befanden sich in einem schlimmen Zustande, sie waren wund gerieben, und verursachten ihr Schmerzen. Dessen ungeachtet wollte sie am andern Morgen ihre Reise fortsetzen. Sie konnte, als sie das Bett verließ, kaum auftreten; indeß hinkte sie fort, setzte sich über ihre lahmen Füße weg, und fühlte sich bald wohler. Singend kam sie in einen großen, dicken Wald.

Sie kannte die Gegend nicht im geringsten, auch begegnete ihr keine einzige menschliche Seele, die sie, des Weges halber, hätte befragen können. Sie wandelte auf gut Glück immer weiter vor sich hin, und kam tiefer und tiefer in den Wald. Die

chaurige Stille, die darin herrschte, die grausenvolle Dunkelheit, die nur hie und da durch einen durchbrechenden Sonnenstrahl erhellt wurde, die tiefe Einsamkeit, die die Wandernde umschwebte, dieß alles erregte in Hannchens Seele trübe Gedanken und bange Gefühle.

Hannchen hatte oft von Dieben und Räubern gehört. Dieß alles kam ihr jetzt ein, und ängstigte ihr Herz. Wenn der Wind einen Baum heftiger bewegte, wenn ein Ast knarrte, oder eine Eidechse ein kleines Geräusch machte, fuhr sie erschreckt zusammen, und sah sich schüchtern um, ob nicht ein Räuber vor ihr stehe, um ihr das Leben und ihre Habseligkeiten zu nehmen. So verging der Vormittag. Sie befand sich noch immer im Walde. Auch der Nachmittag verfloß, und schon näherte sich der Abend, ohne daß sie einen Ausweg finden und mit

ihren Blicken ein Dorf, oder auch nur ein einziges Haus erspähen konnte.

Was soll aus mir werden? dachte sie bey sich. Die Nacht bricht ein, und ich werde genöthigt seyn, sie in diesem schaurigen Walde zuzubringen.

Dieser Gedanke machte sie sehr unruhig. Bis jetzt hatte sie keinen Hunger gefühlt, aber jetzt stellte sich dieser auch ein und vermehrte ihre Angst. Zum Glück fand sie unter ihren Sachen ein Stück hartes schwarzes Brod, das sie vorgestern in Ruhthal zu sich gesteckt hatte. Sie stillte damit ihren Hunger, und erzählte späterhin oft, daß es ihr so wohl geschmeckt habe, als kein einziger Leckerbissen, den sie an dem Tische ihres Vaters genossen hätte.

Die Nacht war da. Hannchen konnte nicht weiter, denn sie sah keinen Schritt weit mehr, auch war sie so müde, daß sie

ermattet unter einen Baum sank und dort liegen blieb. Sie nahm alles Moos, das um sie war, zusammen, und legte es, statt des Kissens, unter ihren Kopf. Einschlafen konnte sie nicht, theils wegen ihrer zu großen Müdigkeit, die gewöhnlich den Schlaf vertreibt, theils wegen der großen Angst, in der sie schwebte. Als sie sich nach einiger Zeit nach der einen Seite drehte, erblickte sie zu ihrem Schrecken mehrere Feuer, die ihr sehr nahe vorkamen. Ihre Glieder fingen an zu beben, und sie hielt sich für verloren, denn sie glaubte, es wären Räuber um diese Feuer gelagert, denen sie in die Hände fallen würde. Sie zog sich schüchtern zusammen, und verhielt sich ganz still.

Das arme, geängstigte Mädchen hätte immer ruhig seyn können! Sie wäre dieses vielleicht auch gewesen, wenn sie gewußt hätte, daß in der Nacht entfernte Feuer uns sehr

nahe vorkommen, und daß also auch diese, die sie sah, ferner seyn mußten, als es dem Auge schien. Dieß war wirklich so. Die von ihr erblickten Feuer brannten in einer Entfernung von mehrern Stunden auf einem entgegengesetzten Berge, und nicht Räuber waren um selbige gelagert, wie Hannchen befürchtete, sondern gutmüthige Hirten, die auf den Bergen mehrere Herden Ochsen hütheten. Dieß alles wußte sie freylich nicht, und ihre Angst dauerte die ganze Nacht. Sie schlief keinen Augenblick.

Des Morgens überwältigte sie die Natur. Ein süßer Schlaf überfiel sie, und schon stand die Sonne über ihrem Haupte, als sie erst erwachte, und sich, zu neuem Schrecken, ganz allein, in einem öden Walde fand. Sie sprang auf und ging weiter.

Der Hunger stellte sich abermahls ein. Sie konnte ihn nicht befriedigen; denn sie

hatte nichts bey sich. Der Gedanke, daß sie wohl gar Hungers sterben könnte, machte ihr bange. Doch auf ein Mahl erblickte sie an dem Abhange eines besonnten Berges einen Platz, der mit einem Stück Scharlachtuche bedeckt zu seyn schien. Er war mit den schönsten Erdbeeren bewachsen, die jetzt gerade in der besten Reife standen. Sie lagerte sich hin, und aß davon so viele, als zur Stillung ihres Hungers nöthig war, mit ungemeinem Appetite. Ihr beklommenes Herz wurde dabey sehr erleichtert und sie sang aus voller Seele ein schönes Lied, in welchem Gott als Geber alles Guten gepriesen wurde.

Neugestärkt ging sie raschen Schrittes weiter. Sie eilte unvorsichtiger Weise so sehr, daß sie, als sie kaum zwey Stunden gegangen war, sich so müde fühlte, daß sie sich setzen, und eine Stunde lang aus-

ruhen mußte. Schon fing es an zu dämmern, als sie den Gipfel eines Berges erreichte, und hier eine schöne Aussicht auf eine große Ebene fand. Wer beschreibt ihr Entzücken, als sie in einer Entfernung von drey bis vier Stunden eine ansehnliche Stadt mit vielen Thürmen erblickte.

Waren gleich ihre Glieder sehr ermattet, so faßte sie doch den Entschluß, noch diesen Abend die Stadt zu erreichen. Zwey Stunden war sie bereits gegangen, als sie nicht weiter konnte. Sie setzte sich nieder, und überließ sich ihren Empfindungen. Das Ziel ihrer Reise für diesen Tag schien ihr unerreichbar; es lag noch eine gute Meile entfernt. Sie befürchtete, daß sie auch diese Nacht unter freyem Himmel werde zubringen müssen. Dieser Gedanke war ihr unerträglich, sie raffte sich auf und ging weiter.

Nach einer halben Stunde kam Hannchen an ein kleines Wäldchen, an dessen Ende sie, zu ihrer großen Freude, eine Hütte erblickte. Mit frohem Herzen eilte sie, so sehr sie konnte, zu derselben hin, und war außer sich vor Freude, als sie dicht an dem Häuschen einen kleinen Garten fand, in welchem einige Kleidungsstücke hingen. Dieß überzeugte sie, daß die Hütte von Menschen bewohnt sey.

Sie stand einige Augenblicke am Garten und sah hinein. Welch eine unerwartete Scene für sie! In einem Winkel des Gartens erblickte sie hart an einem Birnbaum ein hölzernes Monument, das mit Blumenkränzen behängt war, und an demselben auf den Knieen einen bethenden Greis, dessen Silberlocken auf seine Schultern, und der schneeweiße Bart auf die Brust hinunter wallten. Seine gefalteten Hände, sein gen

Himmel gerichteter Blick und die fromme Andacht, die auf seinem Angesichte lag, gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen, und Hannchen betrachtete ihn mit Rührung und Ehrfurcht. Sie verhielt sich ganz ruhig, und verbarg sich hinter einer Hecke, um ihn in seiner Andacht nicht zu stören. Sie bemerkte, daß er ein weißes Tuch aus der Tasche zog, und damit das Auge trocknete. Dieser Anblick machte einen traurigen Eindruck auf sie, er erweckte in ihrer Brust Gefühle, die ihr Herz danieder schlugen. Vater und Mutter fielen ihr ein; tiefe Wehmuth erfüllte ihr Innerstes, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie zog das Tuch hervor, womit sie ihrer guten Mutter den Todesschweiß von der Stirne getrocknet hatte, und benetzte es mit Thränen heiliger Erinnerung.

In der Natur herrschte die tiefste Stille, und jener bethende Greis vernahm daher Hannchens Schluchzen. Er stand auf, kam zu ihr, und schien durch ihren Anblick überrascht zu seyn. Hannchen entschuldigte sich, daß sie ihn in seiner Andacht gestört habe; aber der ehrwürdige Alte nahm sie sanft bey der Hand, sah sie mit einer Miene an, in welcher der Friede des Himmels zu liegen schien, und führte sie in seine Hütte, die sie ganz einfach fand.

Nach einigen gewechselten Worten erfuhr Hannchen von dem liebreichen Greise, daß er ein Eremit sey, sich aus der menschlichen Gesellschaft zurückgezogen habe, und seine noch übrigen Tage der stillen Betrachtung über sich selbst, über die Welt, über Gott und das künftige Leben widmen wolle. Jedes seiner Worte ging Hannchen zu Herzen, sie faßte noch diesen Abend volles Zu-

trauen zu ihm, und ehrte in ihm ein edleres Wesen.

Der Eremit bereitete ihr ein weiches Lager, gab ihr für ihre wunden Füße ein Pflaster, und Hannchen schlief ruhig ein. Als sie erwachte, fand sie den Alten nicht mehr in der Stube, sie blickte durchs Fenster, und sah ihn im Garten graben. Schnell kleidete sie sich an, eilte zu ihm, rief ihm einen freundlichen Morgengruß entgegen, faßte seine Hand, und küßte sie mit kindlicher Liebe.

Der Alte freute sich über Hannchens unbefangenes, zutrauliches Wesen. Lächelnd reichte er ihr einen Spaten; sie ergriff ihn hastig, und grub mit ihm um die Wette. Des Alten Angesicht erheiterte sich merklich. Nachdem er eine halbe Stunde gegraben hatte, nahm er Hannchen bey der Hand, führte sie unter einen Kirschbaum, und pflückte ihr

zum Frühstücke Kirschen, die sie mit vielem Wohlbehagen verzehrte.

Hannchen bath jetzt den Greis, mit ihr an jenes Plätzchen zu gehen, auf welchem sie ihn gestern auf den Knieen angetroffen hatte. Bey dieser Bitte verlor sich seine Heiterkeit, ein wehmüthiger Ernst trat an ihre Stelle, eine Thräne drängte sich in sein Auge, er ergriff ihre Hand, und sagte mit zitternder Stimme: Gutes Mädchen, laß uns nicht hingehen; ich möchte, so lange du bey mir bist, nicht gerne Thränen vergießen!

Hannchen bedauerte es, daß sie jene Bitte an ihn gethan hatte; er merkte dieß, und suchte sie deßhalb zu beruhigen.

Mit einem Herzen voll Ehrfurcht hörte Hannchen dem edlen Manne, der sich mit ihr auf eine Rasenbank gesetzt hatte, zu. Sie erzählte ihm einiges aus ihrer Lebens-

geschichte; er vernahm es mit Theilnahme, und suchte ihr Gemüth zu trösten und aufzuheitern. „Gutes Mädchen, sagte er, du hast die Mutter verloren, die dich mit Liebe wartete, mit Liebe unterrichtete, mit Liebe zu deiner Pflicht führte. Du hast das Schönste, das Beste von allen Gütern auf der Welt verloren; denn eine liebevolle Mutter ist das edelste, köstlichste Kleinod der Erde. Durch gute Mütter spricht der Gott der Liebe zu dem zarten Kinde. Aber blick' hinauf zu dem reinen blauen Himmel, blick' hinauf zu der freundlichen Sonne, blick' hinein in die schöne Welt — und tröste dich. Dort oben, wohin kein Blick des Sterblichen reicht, dort oben wohnt ein Vater, dort oben wohnt ein Gott der Liebe, der uns alle kennt, und mit Vaterhuld umfaßt. Gutes Mädchen, deine Mutter ist diesem Gott der Liebe näher, auch du wirst ihm einst näher seyn,

du wirst die Mutter finden, und dich wieder freuen mit der Mutter, mit der Mutter voll Liebe! Nur wandle hier redlich, liebe die Menschen, liebe Gott, den Vater der Menschen, und folge der Stimme des Herzens. Dann wird dir die Welt in einem heitern Lichte erscheinen, und Engel werden sich über dich freuen, und deine Mutter wird zu dem Ewigen sagen: Habe Dank, du Heiliger, daß du mir eine gute Tochter geschenkt hast!"

Der Alte war zu Thränen gerührt, und sprach die letzten Worte gebrochen und undeutlich aus. Aber Hannchen verstand sie; ihr Herz war voll Wehmuth und Rührung; sie sank dem weinenden Greis an die redliche Brust, und ließ ihren Thränen freyen Lauf. Dann fiel sie hin auf ihre Kniee, und faltete die zitternden Hände gen Himmel. Der Alte bückte sich über sie, und

legte, gleich als wolle er sie segnen, seine Hände auf ihr Haupt. Hannchen wollte sprechen, aber sie vermocht' es nicht, vor tiefer Rührung. Endlich lispelte sie die Worte: „Mutter, ich will gut seyn!"

Der Eremit hob sie liebreich auf, und führte sie in die Stube, wo sie sich nur langsam von den tiefen Eindrücken erhohlte, die dieser Auftritt auf ihr Herz gemacht hatte.

Drey Tage lang blieb sie in der Hütte dieses Edlen. Ehe sie sich von ihm trennte, bath sie sich von ihm etwas zum Andenken aus. Er nahm ein Blatt Papier, schrieb einige Zeilen auf dasselbe und reichte es ihr als ein Erinnerungszeichen für die Zukunft. Hannchen drückte es an ihre Lippen, und versprach, es als ein Heiligthum aufzubewahren. Unter vielen Thränen schied sie von ihm.

Als sie nach einer Stunde den Gipfel eines Berges erreichte, setzte sie sich nieder, und sah noch ein Mahl nach der Gegend hin, in welcher die Eremitage lag. Eine der reizendsten Landschaften lag vor ihr ausgebreitet, Hügel und Thäler, Fluren und Wälder, Berge und Ebenen, wechselten anmuthig mit einander ab, und gewährten dem fühlenden Herzen einen unbeschreiblich schönen Anblick.

Hannchen, versunken in Betrachtung der schönen Natur, zog jetzt das Blatt des ehrwürdigen Eremiten hervor, und las es mit Rührung. Es standen darauf folgende Zeilen:

„Siehe die Welt mit freundlichen Blicken an; sie enthält des Schönen und Guten sehr viel, und wenn du thust, was gut und schön ist, so ist sie noch schöner.“

„Freue dich mit dem Glücklichen; weine mit dem Unglücklichen; hilf, wo du kannst, durch Liebe, durch Trost, durch Rath und That.“

„Traute Herzen schlagen nicht immer an einander, oft reißt sie das Schicksal von einander, und einmahl gewiß der Tod. Darum sey herzlich und liebreich gegen den Freund, so lange er an deiner Seite wandelt, und wenn er dir entrissen wird, so blicke auf zu Gott, der alles weise lenkt, und beruhige dich.“

„Wir haben alle einen Vater, darum verachte niemand; du siehst auf der Welt nur Schwestern und Brüder.“

„Verwahre dich vor Eitelkeit, und lege auf das Vergängliche kein großes Gewicht. Nicht ein schöner Körper, nein, eine schöne Seele sey dein Stolz.“

„Bescheidenheit, Sanftheit, Schamhaftigkeit und Sittsamkeit sind die Haupttugenden des weiblichen Geschlechtes. Suche durch sie über die Herzen zu herrschen, und entweihe die Unschuld deines Herzens durch keine unanständigen Scherze, Reden und Handlungen.“

„Treffen dich Leiden, so trage sie mit Ergebung und Geduld. Sie veredeln das Herz, und ohne Leiden wäre die Welt nicht zur Hälfte so schön, und die Menschen nicht zur Hälfte so gut.“

„Die stillen Stunden des Lebens sind die heilsamsten und heiligsten Stunden des Menschen. Benutze sie dazu, dein Herz über das Irdische und Vergängliche zum Himmlischen und Ewigen zu erheben, und dein Gemüth in dem Glauben an Gott und an ein zukünftiges Leben zu stärken. Nur aus diesem Glauben keimen die Blumen des Tro-

stes, der Erheiterung und jener schönen Geduld, die den Leidenden zu einem Engel umwandelt."

Hannchen überlas das Papier mehrmahls. Es fielen ihr besonders die Worte: Leiden veredeln das Herz rc. auf die Seele. Sie fühlte die Wahrheit derselben aus eigner Erfahrung; sie fühlte sich selbst besser, edler, als vor einigen Jahren, und woher kam diese vortheilhafte Veränderung ihrer Gesinnung? Ihre ausgestandenen Leiden hatten alles bewirkt. Wenn sie ihr erlittenes Ungemach von dieser Seite ansah: so dankte sie Gott von Herzen, daß er so manche Widerwärtigkeit über sie verhängt, und ihre Gesinnungsart dadurch veredelt habe.

Sie erreichte die nahe Stadt. Sich hier aufzuhalten, dazu hatte sie keine Lust, auch wenn sie keinen Mangel an Geld gehabt hätte, welches übrigens der Fall war.

Ihre ganze Barschaft bestand nur noch aus einem Thaler, und noch hatte sie einige zwanzig Meilen bis zu Marianens Wohnorte. Sie ging an der Stadt vorbey, und verzehrte ihr Mittagsbrod in einem kleinen Dorfe.

Zwey Tagereisen hatte sie glücklich zurückgelegt, als sie sich nicht nur im höchsten Grade ermüdet, sondern auch innerlich sehr übel befand. Eine Strecke vor einem kleinen Marktflecken blieb sie an einem Bache liegen, und fühlte heftige Leibschmerzen. Zu ihrem Glücke gingen einige Bewohner des Ortes bey ihr vorüber, sahen sie in einem schlechten Zustande, hatten Mitleiden mit ihr, und nahmen sie in den Flecken mit.

Hier erfuhr sie eine gute Behandlung. Man ließ einen Arzt hohlen, der ihr einige Arzeneyen verordnete. Sie thaten die erwünschte Wirkung. Nach einer Woche fühl-

te Hannchen sich merklich besser. Aber der Gedanke, den guten Leuten, die sich ihrer mit echt christlicher Liebe angenommen hatten, ihre Auslagen und Unkosten nicht erstatten zu können, machte ihr unangenehme Empfindungen. Sie nahm ihr Bündelchen aufs Bett, um ihre Sachen zu durchsuchen, und mit einigen derselben den Kindern des Hauses ein Geschenk zu machen. Als sie eines von ihren Taschentüchern in die Hand nahm, fand sie es etwas schwerer als die übrigen, und in einem der Zipfel einen Knoten. Dies fiel ihr auf. Sie untersuchte es näher, band den Knoten auf, und fand — zu ihrer nicht geringen Verwunderung — drey Goldstücke darin. Sie konnte ihren Augen kaum trauen, besah die Louis d'ore von allen Seiten, bis sie endlich nicht länger daran zweifeln konnte, daß es Goldstücke seyen. Wer ihr dieselben ins Tuch

gebunden habe, war ihr nicht lange ein Geheimniß; sie rieth sogleich auf den guten Eremiten, und irrte sich in ihrer Vermuthung nicht; der edle Greis, der Hannchens ökonomische Lage kannte, hatte ihr die Goldstücke heimlich ins Tuch gebunden.

Das gerührte Mädchen vergoß Freudenthränen, und rief freudig aus: O es gibt noch gute Menschen auf der Welt! Sie wollte ihren Hausleuten die Kosten, die sie ihnen verursacht hatte, wieder erstatten, allein sie wollten von ihr durchaus nichts annehmen. Was sie für sie gethan hätten, sagten die edlen Menschen, hätten sie gern gethan, und ohne auf Belohnung zu sehen, sie sollte ihr Geld nur behalten, es würde ihr in der Zukunft vielleicht sehr nöthig seyn.

Nach einigen Tagen machte sich Hannchen wieder auf den Weg. Zwar hatte ihr dieses der Arzt widerrathen, allein der Wunsch,

bald bey Marianen zu seyn, ließ ihr keine Ruhe, sie glaubte nun ganz hergestellt zu seyn, achtete den Rath des Arztes nicht und ging weiter. Allein sie fühlte schon am ersten Tage, daß noch Ueberreste von Krankheit in ihrem Körper seyen; nur langsam und mit vieler Anstrengung schlich sie vor sich hin, und war fast jede halbe Stunde genöthigt, sich hinzusetzen und auszuruhen.

Am Abende überfiel sie ein starker Frost, es fehlte ihr gänzlich an Eßlust, sie begab sich ohne Essen zu Bette, konnte sich aber darin nicht erwärmen. Sie schlief nicht viel und dieß sehr unruhig.

Am andern Morgen fühlte sie sich etwas besser. Sie setzte ihre Reise fort, und tröstete sich durch den Gedanken, bald in Marianens Armen zu liegen. Nach zwey Tagen war sie endlich nur noch sechs Meilen von ihrer Vaterstadt entfernt, in der sie

ihre geliebte Freundinn an ihr Herz zu drücken hoffte. Unglücklicher Weise kehrte jetzt ihre Krankheit verstärkt zurück, und zerrüttete ihre Kräfte. Kaum daß sie mehr gehen konnte.

Es war ein schöner Nachmittag. Nah vor ihr lag ein Städtchen in einer anmuthigen Gegend. Aber die Schönheiten der Natur gingen für die Kranke ganz verloren. Sie fühlte nur ihre Leiden, sie sah nur das Städtchen, und suchte es so bald als möglich zu erreichen. Allein ob sie gleich alle ihre Kräfte zusammen nahm, so war sie doch nicht im Stande, zum Ziele zu kommen. Ein Paar hundert Schritte vor dem Thore überfiel sie eine so große Entkräftung, daß sie ohnmächtig an der Straße liegen blieb.

Einige Minuten hatte sie da gelegen, als ein kleines Mädchen sie sah, und einen

Lärm erhob. Nun lief eine Menge Neugieriger herbey, um die Unglückliche zu sehen. Unter dem großen Haufen befand sich auch ein Frauenzimmer, welches sich der Kranken neugierig näherte, und sie von allen Seiten mit forschenden Blicken ansah. Es schlug bald die Hände zusammen, drängte sich durch den Haufen, lief in das nächste Haus der Vorstadt und kam nach einer halben Viertelstunde mit zwey Männern und einem Tragsessel zurück. Jedermann verwunderte sich über diesen Auftritt, niemand wußte, was dieß bedeuten sollte. Das Frauenzimmer erklärte sich nur mit wenigen Worten. Ich kenne die Arme! rief es, und die Männer hoben Hannchen, die noch immer ohnmächtig da lag, in den Tragsessel, und trugen sie in ein Haus, das ihnen angewiesen wurde.

Hier wurde Hannchen in ein Bett gelegt. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht,

hatte aber kaum wieder die Augen geöffnet, als sie sogleich in einen tiefen Schlaf versank, von dem sie nur des andern Morgens um acht Uhr erwachte. Sie schlug ihr Auge auf, und sah das Frauenzimmer, das sich ihrer angenommen hatte, vor dem Bette sitzen. Gott! welche überraschende Freude für sie in ihrem Elende! Sie erkannte bald in diesem Frauenzimmer — die ehemahlige Köchinn ihrer Mutter, die gutmüthige Lisette.

XI.

Edelmuth in niedern Ständen.

(Fortsetzung.)

Lisette erschien der kranken Johanne als ein rettender Engel. Beyde begrüßten sich herzlich, beyde weinten vor Freude. Ach, nur dann schätzt man Menschen werth, nur dann ehrt man Edelmuth und Freundschaft, wann Widerwärtigkeiten das Herz niederschlagen, und eine freundschaftliche Seele uns entgegen kommt, uns ihren Arm reicht, uns tröstet und aufrichtet, uns der Welt und der menschlichen Gesellschaft wieder gibt! —

Auch Hannchen fühlte dieß jetzt. O in welcher liebenswürdigen Gestalt erschien ihr jetzt Lisette, der sie einst so ungerecht, so hart begegnete! wie achtungswerth war sie ihr jetzt, wie gut sah sie nun ein, daß Menschenwerth nicht auf äußerlichem Stande, sondern auf innerer Güte des Herzens beruhe.

Wer die Theilnahme Lisettens an Hannchens Schicksale sah, wurde gerührt. Lisette erzählte ihr, daß sie nicht in diesem Städtchen, sondern in einem nahen Dorfe wohne, daß ihr Ehemann gestorben sey, und daß sie sich jetzt durch weibliche Arbeiten nähre; sie käme übrigens oft nach dieser kleinen Stadt, und besuche hier eine Anverwandte, der das Haus gehöre, in welchem sich Hannchen jetzt befinde. Wolle diese zu ihr auf das Land kommen, so sollte sie ihr und ihrer Mutter willkommen seyn.

Hannchen dankte ihr herzlich für dieses freundschaftliche Anerbiethen, und entdeckte ihr offen ihr Vorhaben, nach ihrer Vaterstadt zu reisen und ihre Zuflucht zu Marianen zu nehmen. Wie bestürzt wurde sie, als Lisette ihr sagte, daß ihre Freundinn Mariane jetzt nicht zu Hause anzutreffen sey. Sie ist, erzählte sie, seit einem halben Jahre an einen reichen Kaufmann verheurathet, lebt in einer sehr glücklichen Ehe, und wird allgemein geschätzt und geliebt. Sie hat, wie Sie wissen, in Frankreich einige Anverwandte; kaum merkte ihr Mann, daß sie dieselben einmahl zu sehen wünsche, als er sogleich Anstalten zur Reise treffen ließ. Es werden nun bald vier Wochen seyn, daß sie nach Frankreich abgereist sind; in Paris wollen sie sich gegen einen Monath und in Lyon acht Tage aufhalten. Ob sie dann nicht nach England hinüberfahren, oder über

die Schweiz zurückkehren, darüber waren sie, als sie abreisten, noch selbst in Ungewißheit.

So unangenehm es für Hannchen war, daß sie ihre Freundinn noch so bald nicht sehen sollte, so freute sie sich doch innig über Marianens Glück, und da Lisette sie noch ein Mahl liebreich aufforderte, mit ihr zu gehen, so nahm sie dankbar diesen Vorschlag an, und begab sich, nach zwey Wochen, wo sie wieder völlig genesen war, zu Lisetten aufs Land.

Hier fand sie nun freylich keinen Ueberfluß, aber herzliche Liebe und Vertrauen von Seiten Lisettens und ihrer Mutter. Jene benutzte ihre Zeit sehr gewissenhaft; sie lebte in beständiger Thätigkeit, und erwarb durch ihre Arbeiten so viel, daß sie sich und ihre Mutter recht wohl nähren konnte. Hannchen, aufgefordert durch ein so musterhaftes Beyspiel, fing auch an, geschäftig zu wer-

den; sie war in manchen weiblichen Arbeiten noch sehr zurück, aber sie schämte sich nicht, von Lisetten darin sich unterweisen zu lassen, und da sie alles mit Eifer und Lust betrieb, so machte sie bald merkliche Fortschritte. Auch in andern Stücken ging ihr Lisette mit einem guten Beyspiele vor. Ihre Mutter war sehr alt und gewöhnlich verdrießlich; die Tochter, statt darüber unwillig zu werden, wie so viele undankbare Töchter, ertrug alles mit der schönsten Geduld, und verdoppelte ihre Liebe und kindliche Sorgfalt für die Mutter. Hannchen sah dieß alles, und Lisette erschien ihr mit jedem Tage achtungswerther. Nie hätte ich geglaubt, sagte jene, daß auch in den niedern Ständen so viel Liebe und Dankbarkeit, so viel Gefühl, so viel Tugend gefunden werden könnte. O verachte mir niemand die untern Stände; Rechtschaffenheit ist vielleicht

in ihnen noch mehr zu Hause, als in den höhern, vornehmeren Ständen.

Nach kurzer Zeit erfuhr man, daß Mariane mit ihrem Manne noch nicht so bald zurückkehren, sondern daß sie sich auch einige Wochen in London und der Schweiz aufhalten würden. So sehr nun auch Hannchen wünschte, recht bald ihre Freundinn wieder zu sehen: so war ihr jene Nachricht doch eben nicht sehr unangenehm; es fehlte ihr jetzt nichts, sie befand sich bey Lisetten ungemein wohl, ihre Geschäfte vertrieben ihr nicht nur auf eine gute Weise die Zeit, sondern stärkten auch ihre Körperkräfte und heiterten ihre Seele auf, und ob sie gleich spärlich und eingezogen leben mußte, so gestand sie doch dankbar, daß ihr das Leben noch nie so wohl gefallen habe als jetzt. Ihre regelmäßige Emsigkeit und Beschäftigung war eine Hauptquelle davon.

Still, geschäftig und beglückt durch Lisettens Liebe und Vertrauen, schwanden der guten Johanne drey Monathe wie Stunden dahin.

Eines Morgens, da Hannchen frühstückte, rasselte eine Kutsche daher, und blieb vor dem Hause stehen. Lisette springt ans Fenster, schlägt freudig in die Hände, und eilt frohlockend zur Stube hinaus.

Hannchen wußte nicht, was das bedeuten sollte; sie blieb aber nicht lange in Ungewißheit. Das Räthsel löste sich bald auf; denn nach einigen Augenblicken trat Lisette mit einer jungen Dame und einem wohlgekleideten Herrn in die Stube. Hannchen glaubte die erstere schon jemahls gesehen zu haben, beyde sahen sich einige Augenblicke forschend an, endlich erkannten sie sich, sanken einander in die Arme, und weinten Freudenthränen. O Mariancheu! rief Hann-

chen, meine theure, geliebte Freundinn! daß ich Sie endlich einmahl wieder sehe, daß ich Ihr Herz wieder an dem meinigen fühle! o wie glücklich bin ich! —

Marianchen erwiederte die Herzlichkeit ihrer Freundinn mit Innigkeit; auch ihr Mann bewies derselben viel Artigkeit und Wohlwollen, und Hannchen fühlte sich selig. Auffallend war es ihr, daß Mariane sich die Mühe nahm, nach diesem Dorfe zu kommen; sie glaubte nicht anders, als daß sie die Ursache davon sey. Sie hat es erfahren, dachte sie, daß ich mich jetzt hier aufhalte und sich dadurch bewogen gefunden, hieher zu kommen.

Allein Hannchen irrte sich. Der Besuch galt nicht ihr, sondern Lisetten, für die Mariane eine große Vorliebe hatte. Traulich nahm Mariane Hannchen beym Arm, und ging mit ihr in den Garten, der hin-

ter dem Hause lag. Liebe Johanne, sagte sie hier, ich bin sehr glücklich. Frey von Nahrungssorgen, lebe ich im Ueberflusse und bin im Stande, andern ihr Leben zu erleichtern. Aber meine Wohlhabenheit ist noch das wenigste; ich habe einen Mann, der an Bildung und Edelmuth seines Gleichen sucht; er liebt mich zärtlich, und ich fühle mich in seiner Liebe als das glücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Unsre Herzen stimmen vollkommen überein, meine Wünsche sind auch die seinigen, sein Wille der meinige, kurz, wir sind Ein Herz und Eine Seele. Hätte ich ihn nicht, ich wäre vielleicht sehr unglücklich. Das wissen Sie wohl schon, daß meine Mutter vor zwey Jahren gestorben ist. Ich kam als eine verlassene Waise in das Haus eines Anverwandten, wo es nicht ganz nach meinen Wünschen ging. Mein guter Mann entriß mich dieser Lage, both

mir Hand und Herz an, und machte mich zur glücklichsten Gattinn. Und wissen Sie wohl, wem ich eigentlich all' mein Glück zu danken habe? Sie würden es schwerlich errathen. Unsre gute Lisette machte mich so glücklich. — Sie wundern sich. Hören Sie mich nur. — Dieses gute Geschöpf war, wie Sie wissen, ein Paar Jahre in unserm Hause, sie kannte und liebte mich. Mein Mann, in dessen Eltern Haus sie zuweilen kam, hörte ihr oft zu, wenn sie von mir sprach, und das wenige Gute, das etwa an mir seyn mag, lobte. Ihr Lob machte ihn auf mich aufmerksam; er suchte meine Bekanntschaft; wir wurden mit einander vertraut; stimmten in unsern Neigungen und Meinungen überein; entdeckten bald, daß wir für einander geschaffen wären, und fühlten uns durch die zärtlichste Liebe zu einan-

der gezogen. Die Folge davon war die sehr glückliche Ehe, in der wir nun leben.

Hannchen wurde durch diese Erzählung auf mancherley Betrachtungen geleitet. Sie erinnerte sich dabey an das thörichte Vorurtheil, das sie sonst gegen die niedern Stände hatte, an ihr tadelhaftes Betragen gegen Lisetten, als diese noch Köchinn bey ihren Eltern war, und an die weisen Lehren, die ihr die Mutter darüber gab.

Während Mariane mit Hannchen im Garten herum spazierte und ihre Herzen sich offenbarten, erkundigte sich Jakob Rosenau, der Mann der ersten, bey Lisetten um Hannchens Befinden und um ihr Herz. Lisette schilderte ihm ihre ganze Lage nach der Wahrheit, und gab dem Herzen Hannchens das verdiente Lob. Kaum hatte er dieses vernommen, als er in geheim einen Plan mit ihr entwarf, in den Garten trat,

Hannchen treuherzig bey der Hand faßte, und sie mit Herzlichkeit und Bescheidenheit einlud, mit ihm nach seinem Wohnorte zu reisen, ein Paar Stuben in seinem Hause einzunehmen, und seiner Frau Gesellschaft zu leisten.

Hannchen wurde durch diesen Antrag, besonders durch die Art, auf welche er ihr gethan wurde, sehr gerührt. Sie nahm ihn dankbar an. Mariane hatte eine so große Freude darüber, daß sie zuerst ihrem Manne und dann ihrer Freundinn an die Brust sank, und beyden dankte, daß sie für ihr Wohl so sehr besorgt wären.

Den ganzen Tag über wurde von der Reise des glücklichen Ehepaares erzählt. Beym Abendbrote kam die Rede auch auf Herrn Richmond, Hannchens Vater. Die Erinnerung an ihn und sein Unglück preßte der Tochter bittre Thränen aus. Jakob Rosenau hat-

te ihn zwar nicht persönlich gekannt, aber ihn doch oft sehr rühmen gehört. Er ließ sich jetzt von der Tochter viel von ihm erzählen.

Lieber Mann! sagte Mariane, du könntest vielleicht etwas für seine Befreyung thun. Du stehst mit einigen Häusern in Cadix in Verbindung. Von da aus macht man wohl zuweilen Reisen nach Tunis und Algier. Höre — mein Theurer — das wäre —

Rosenau gab ihr einen Wink, zu schweigen, und wurde nachdenkend. Bald aber lenkte er das Gespräch auf freundlichere Gegenstände, und die Freunde wurden diesen Abend noch sehr vergnügt.

Den Tag darauf nahm man von Lisetten Abschied und fuhr nach Hause. Hannchen fuhr mit.

XII.

Die Freundschaft.

(Fortsetzung.)

Jakob Rosenau war ein edler Mann. Freude und Wohlbefinden um sich zu verbreiten, war sein größtes Vergnügen, treu seine Pflichten zu erfüllen, sein höchstes Bestreben. Was er als gut erkannte, suchte er auch mit Gewissenhaftigkeit auszuüben, und Mariane, seine Frau, kam ihm auch darin gleich.

Eine nähere Beobachtung Johannens überzeugte ihn, daß sie ein gutes Mädchen

und der Freundschaft seiner Frau, so wie seines Beystandes werth sey. Von diesem Augenblicke an hielt er es für seine Pflicht, sich ihrer als Vater anzunehmen. Sein Betragen gegen sie wurde mit jedem Tage liebreicher, er unterhielt sich oft mit ihr, bildete sie durch seine lehrreichen Gespräche mehr aus, gab ihr nützliche Bücher zu lesen, genoß mit seiner Familie kein Vergnügen ohne sie, suchte sie zu trösten und aufzuheitern, und behandelte sie, mit einem Worte, als ein Vater sein geliebtes Kind.

Dies edle Benehmen hatte auf Hannchen einen ungemein wohlthätigen Einfluß. Es begann für sie ein neues Leben, es erwachte ein edles Selbstgefühl in ihrer Brust, und die süßen Freuden der Freundschaft, die sie genoß, erhoben ihr Herz zum Himmel. Welt und Menschen, alles erschien ihr jetzt in einer lieblicheren, freundlicheren Ge-

stalt. Die Freuden der Natur, diese schönen, reinen Freuden des Lebens, fühlte sie jetzt in einem so hohen Grade, als sonst niemahls, und jede ihrer Nerven hing innig an allem Schönen und Erhabenen der Schöpfung. Der Glaube an Gott, der Glaube an Unsterblichkeit erfüllte ihr ganzes Herz, und in mancher stillen Stunde ergoß sich ihr veredeltes Gemüth in das andächtigste Gebeth zu dem Urheber alles dessen, was schön und groß und heilig ist.

Rosenau sah dieß, und sein edles Herz freute sich innig. Auch seine Gattinn bemerkte es nicht ohne großes Vergnügen. Sie schloß sich immer zärtlicher an Hannchen an, und ihre Tugenden gingen dadurch auf diese über, sie ward das edelste Mädchen der Stadt, sie ward dieses durch deine Macht, o Freundschaft, durch euern wohlthätigen Einfluß, o Vertrauen und Liebe!

Mißtrauen und Kälte hätten sie vielleicht verschlimmert, Zutrauen und Liebe mußten ihr Herz veredeln. O ihr Menschen, die ihr nur ein Mahl auf dieser Erde lebt, daß doch immer Vertrauen und Liebe euch einander nähern, eure Gesinnung veredlen, euere Seele erheben, euer Leben euch angenehm und des Lebens werth machen möge! Was helfen euch Schätze der Welt, wenn euch Freundschaft, Vertrauen und Liebe fehlen!

Schon hatte Hannchen beynahe ein Jahr in Rosenaus Hause verlebt, als sich ihr Geburtstag näherte. Mariane veranstaltete ein kleines Fest. Den Abend vorher trat ihr Mann zu ihr. Heiterkeit strahlte aus seinem Auge. Mariane reichte ihm die Hand, und zog ihn an ihr Herz. Du siehst ungewöhnlich heiter aus, sagte sie, es muß dir etwas sehr Angenehmes begegnet seyn.

„Sehr viel Angenehmes,“ antwortete er lächelnd, „du wirst dich auch darüber freuen.“

Was dich freut, lieber Mann, freut mich auch. Erzähl' es mir nur schnell. Du hast mich neugierig gemacht.

So höre denn. Erstens habe ich einen Brief von meinem Bruder Eduard erhalten.

„Und darin wohl angenehme Nachrichten?“

Sehr angenehme für mich und dich. Endlich hat sich dieser eigensinnige Kopf besonnen, und will nun nicht mehr in London bleiben, sondern nach wenigen Wochen in sein Vaterland zurückkehren. Sieh, liebe Frau, so bekommt unser Freundschaftszirkel bald einen Zuwachs, der nicht unwichtig ist. Der Junge liegt mir am Her-

zen, ich freue mich als ein Kind, daß ich ihn wieder in meiner Nähe haben soll.

„Auch meine Freude darüber ist groß. Ich habe ihn recht liebgewonnen.“

Das war nun Numer Eins. Numer Zwey habe ich einen Brief aus Cadix erhalten.

„Aus Cadix? Enthält er Nachrichten über Hannchens Vater? O das wäre eine Freude!“

Es ist am besten, ich schweige vor der Hand davon.

„Die Geduldprobe ist etwas hart, lieber Mann!“

Meine liebe Frau wird sie hoffentlich bestehen. Nun, zu Numer Drey. Ich habe heute durch eine vortheilhafte Spekulation zehntausend Thaler gewonnen.

„So etwas hat dir sonst eben keine so große Freude gemacht.“

Das Geld an sich macht sie mir auch jetzt nicht. Aber — —

„Du meinst, die Anwendung des Geldes?“

Das mein' ich, liebe Frau! Du sollst bald erfahren, wie ich es anwende, du schenkst mir dafür gewiß einen recht herzlichen Kuß.

„O den sollst du schon zum voraus haben.“

Mariane umschlang ihren edeldenkenden Mann, und gab ihm den herzlichsten Kuß. Hannchen trat gerade herein, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. — Man legte sich bald zu Bette.

Am andern Morgen, als Hannchen aufgestanden und angekleidet war, eilte sie auf ihrer Freundinn Zimmer, um ihr einen freundlichen Morgengruß zu bringen. Sie wurde von ihr mit Musik und Gesang em-

pfangen. Gerührt sank sie Marianen um den Hals und wurde von ihr mit den Worten: „Ich freue mich, daß Sie geboren sind, Hannchen!“ an ihr Herz gedrückt.

Nach einigen Stunden kam Rosenau, der des Morgens ausgegangen war, nach Hause zurück. Er ging auf Hannchens Stube, wo sich auch seine Gattinn befand. Mit wenigen, aber herzlichen Worten wünschte er ihr zu ihrem siebzehnten Geburtstage Glück, und überreichte ihr nebst ein Paar Blumen ein Papier. Mit sichtbarer Verwirrung las sie es zwey-, las sie es drey Mahl.

Erlauben Sie mir, sagte sie stotternd, ich weiß nicht, was es bedeuten soll.

Es ist ein Schuldschein von der Direction der Landschaftscasse, erwiderte er; Sie haben, liebes Hannchen, von dieser Casse zehntausend Thaler zu fordern.

Ich? zu fordern? stammelte Hannchen.

Rosenau nahm sie bey der Hand, und führte ihre Hand an sein Herz. Liebe, theure Freundinn, sagte er, dieses Herz schätzt Sie; verzeihen Sie es diesem Herzen, wenn ich Ihnen auch äußerlich einen Beweis von meiner Freundschaft zu geben suche. Ein glücklicher Handel hat mir gestern die gedachte Summe abgeworfen; lassen Sie mir die Freude, dieselbe zu Ihrem Brautschatze zu bestimmen; ich habe sie für Sie in die Landschaftskasse gethan, weil das Capital da am sichersten steht, nehmen Sie den Schuldschein, verwahren Sie ihn für die Zukunft.

Hannchen war beynahe betäubt. Es drängten sich Thränen in ihr Auge, weinend griff sie nach Rosenaus Hand, er schloß sie in seine Arme, und sagte bewegt: Sparen Sie jedes Wort des Danks. Ich er=

fülle bloß die Pflicht der Freundschaft. Gottes Segen ruhe allezeit auf Ihnen! Sie verdienen es.

O Freundschaft! Freundschaft! rief Hannchen gerührt aus. Mehr konnte sie nicht sprechen. — Mariane trocknete sich das Auge, warf ihrem edlen Gatten einen Blick voll Huld und Liebe und Verehrung zu, und drückte die Freundinn und den rechtschaffenen Mann an ihr Herz voll Freude.

Rosenau setzte sich an das Forte Piano und sang ein erheiterndes Lied. Das Mittagsessen wurde in dem Garten genommen. Mehrere Freunde des Hauses wurden dazu geladen. Bescheidene Scherze würzten das Mahl, Musik unterbrach zuweilen die Unterhaltung, und Hannchen wurde von der Tischgesellschaft als Königinn des Festes gekrönt. Es war für sie und alle ein glücklicher freudenvoller Tag.

Als sie am Abende allein in ihrer Schlafkammer war, überdachte sie die Leiden ihres Lebens, und die Freuden des verflossenen Tages; jene waren in Dunkel gehüllt, diese aber erhoben ihr gutes Herz zu Gott, der sie auf manchen Dornenpfaden mit väterlicher Weisheit und Liebe zu schönen Gefilden des Lebens geleitet hatte. Sie bethete mit Andacht zu ihm; dankte ihm vorzüglich für das hohe Glück, das ihr die Freundschaft gewähre, und das Gebeth brachte stille Freude und seligen Frieden in ihr Herz.

XIII.

Die Hochzeit.

(Beschluß.)

Nach einigen Wochen traf Rosenaus Bruder, Eduard, aus London ein, und verursachte durch seine Ankunft allgemeine Freude. Er war ein wohlgebildeter Jüngling, voll edlen Gefühls, von gutem Kopf und Herzen; dabey hatte er aber den Erbfehler aller Rosenaus, er war oft eigensinnig bis zur Starrköpfigkeit, und was er sich einmahl in den Sinn gesetzt hatte, davon konnte ihn nicht leicht etwas abbringen. Sein

Bruder Jakob litt auch an dieser Schwachheit, nur nicht in dem Grade als Eduard. Oft traf es sich, daß ihr Eigensinn auf entgegengesetzte Gegenstände fiel, und dann trotzten sie einander, stritten mit Heftigkeit, zürnten Tagelang, und brachten sich bey vielen in den übeln Ruf brüderlicher Unverträglichkeit. Aber im Grunde liebten sie sich innig, ihre Herzen hingen mit der zärtlichsten Bruderliebe an einander, und im Falle der Noth hätte jeder gewiß Blut und Leben für den andern geopfert.

Eduard, dessen geerbtes Vermögen ansehnlich war, ließ sich an dem Wohnorte seines Bruders nieder, trieb seine Geschäfte ins Große, und wurde von dem Glücke sehr begünstigt. Die Feyerabende brachte er gewöhnlich in dem Hause seines Bruders zu. Hannchen zog bald seine Aufmerksamkeit auf sich; er schien ihr auch nicht gleichgültig zu

seyn, und es entwickelte sich allmählich zwischen beyden ein trauliches Einverständniß und die zärtlichste Liebe.

Nach einem halben Jahre erklärte Eduard seinem Bruder, daß er sich verehlichen wolle, daß sein Herz bereits gewählt habe, und daß er glaube, mit Hannchen glücklich leben zu können. Der Bruder und seine Frau billigten von ganzer Seele seine Wahl, und wünschten ihm zu einer so liebenswürdigen Braut herzlich Glück. Hannchen hatte ihm längst ihr Herz geschenkt, und reichte ihm nun noch die Hand.

Wann glaubst du aber Hochzeit zu machen? fragte ihn der Bruder.

Sobald als möglich! erwiderte Eduard, nach vier, sechs Wochen, oder, wenn es geht, noch eher.

Daraus wird nichts! rief Jakob Rosenau. So bald geht es nicht an. Du

mußt warten! wenigstens noch ein Vierteljahr.

Warum das? sagte Eduard, dem sehr viel daran gelegen war, mit Hannchen recht bald verbunden zu seyn.

Es hat seine guten Gründe! versetzte der Bruder, und machte eine geheimnißvolle Miene dazu. Ja, Eduard, du geduldest dich noch ein kleines Vierteljahr.

Eduard schüttelte den Kopf, ging hastig in der Stube auf und ab, und sagte, er wolle die Sache überlegen. — Den Tag darauf erklärte er, er wolle seinem Bruder einen Beweis von seiner Liebe geben, und ihm dadurch ein bedeutendes Opfer bringen, daß er sich entschließen wolle, noch ein Vierteljahr mit der Hochzeit zu warten.

Das Vierteljahr verging. Eduard fing an, Anstalten zur Hochzeit zu machen. Da kam eines Tages sein Bruder zu ihm, und

sagte ihm, daß er damit einhalten sollte. Die Hochzeit müßte noch zwey Monathe weiter hinausgeschoben werden. Dieß brachte Eduarden in Hitze. Nein, rief er entschlossen, länger warte ich nicht, und wenn ich mir dadurch deine Feindschaft zuziehen sollte.

Lieber Brausekopf! erwiderte der Bruder in ruhigem Tone, nicht so hitzig, der Mann muß seine Leidenschaft beherrschen können! Zwey Monathe sind keine Ewigkeit!

Es sind aber ein und sechzig Tage! rief Eduard etwas gemäßigter, und diese kommen Einem in meiner Lage länger vor, als ein und sechzig Jahre. Genug, ich mache Hochzeit, was du auch immer dazu sagen magst.

Du machst noch keine Hochzeit! versetzte der Bruder, klopfte ihn freundlich lächelnd auf die Schultern, und empfahl sich.

Eduard ward verdrießlich. Er wollte durchaus nicht nachgeben. Ein ganzes Vierteljahr, sagte er, habe ich seinem Eigensinne aufgeopfert, aber nun nichts weiter. Des Abends erschien er früher als gewöhnlich in des Bruders Hause, und wollte zu Hannchen, um ihr zu erklären, daß er seinem Bruder durchaus nicht nachgeben, sondern in einer Woche sich mit ihr trauen lassen wolle. Er kam an ihr Zimmer; er klopfte an; es meldete sich niemand; er wollte die Thüre öffnen; sie war verschlossen. Jakob Rosenau kam dazu. Nun, Bruder, sagte er lächelnd, willst du nicht bey mir einkehren? Du bist doch nicht böse?

„Ist Hannchen bey dir?"

Nein! aber tritt deßhalb immer herein. Ich bin allein, es wird mir lieb seyn, wenn du mit mir das Abendbrot essen, und mich Einsamen unterhalten willst.

„Ist denn deine Frau nicht zu Hause?“

Die ist über alle Berge. Es ist ihr heute eingefallen, auf acht bis vierzehn Tage eine Reise zu machen. Hannchen hat sie mitgenommen. Die Zeit war zu kurz, sonst wären sie nicht abgereist, ohne von dir Abschied zu nehmen. Sie lassen dich herzlich grüßen, besonders Hannchen!

Jakob Rosenau beobachtete seinen Bruder sehr scharf. Eduard geberdete sich nicht zum schönsten. Daß diese Reise von Jakob absichtlich angeordnet sey, um dadurch die Hochzeit weiter hinauszuschieben, war ihm gewiß; er fing an, auf den Bruder zu schmählen, der aber nichts erwiderte, sondern das Zimmer verließ, und bald mit einer Flasche Tokayer zurückkehrte. Laß uns, sagte er jetzt, einen edlen Ungar versuchen. Er schenkte ein, nahm sein Glas, und stieß an. Auf eine glückliche Ehe! sagte er freund-

lich, und leerte sein Glas. Eduard verbiß seinen Unwillen, und leerte das seinige. Das geistige Getränke wirkte. Eduards Herz erheiterte sich; man wurde bald vertraulich, und blieb bis Mitternacht beysammen.

Eduard sah nun wohl, daß die Sache nicht zu ändern sey. Er mußte sich gedulden. Es vergingen acht, es vergingen vierzehn Tage, und Hannchen war noch immer nicht wieder da. Nun fing er an von neuem zu toben, und dem Bruder Vorwürfe zu machen, die dieser mit auffallender, ihm nicht gewöhnlicher Gelassenheit ertrug.

Nach einem Monathe kehrten endlich Mariane und Hannchen zurück. Sie hatten auf ihrem Wege die gutmüthige Lisette und jenen Eremiten besucht, der sich einst der herumirrenden Johanne so liebreich angenommen hatte. Beyde befanden sich wohl,

und Hannchen erzählte ihrem Bräutigam von ihnen viel Schönes und Gutes.

Mariane bedauerte schalkhaft den ungeduldigen Bräutigam, daß er mit der Vermählung so lange warten müßte. Aber nur Geduld, lieber Bruder, sagte sie dann freundlich, der Monath ist bald dahin; dann soll Ihnen mein böser Mann keine Hindernisse mehr in den Weg legen, und will er es thun, so trete ich auf Ihre Seite, Hannchen desgleichen, und so in Allianz kämpfen wir mit dem losen Manne, der Ihnen Ihr Glück zu mißgönnen scheint.

Ihr Mann drohte ihr freundlich, zog sie an sich, gab ihr einen Kuß, und sagte: Du lose Frau, daß du mir abtrünnig und gegen mich in einen Bund treten willst, mag dir der Geist der Liebe vergeben! Sieh, Bruder, so sind die Weiber! Ich wünsche, daß dir dein Hannchen mit mehr Treue ergeben sey!

Unter solchen freundschaftlichen Neckereyen verging ein Tag nach dem andern. Der halbe Monath war schon verflossen, und Eduard machte alle Anstalten zur Hochzeit, wobey ihm seine Schwägerinn treulich beystand. Schon war der nächstfolgende Montag zur Trauung festgesetzt, als Jakob Rosenau von neuem die allgemeine Freude darüber störte. Etwas ernsthaft trat er in seiner Frau Stube, wo eben auch Hannchen war, und an ihrem Brautkleide verschiedenes zurechte machte. Der Himmel ist uns nicht günstig! sagte er, mit der Hochzeit kann am nächsten Montage wieder nichts werden.

Mariane und Hannchen waren bestürzt. „Lieber Mann, rief Mariane, wo will das hinaus! Ich werde ganz irre! Nein, es ist bloß dein Scherz!"

Es ist mein ganzer Ernst.

„Ach, das ewige Weiterhinausschieben, das quält nur die Verlobten, das thut nicht gut, das soll nicht geschehen! Es kann gar nicht mehr rückgängig gemacht werden! Ich muß jetzt ganz auf deines Bruders Seite treten. Alle Anstalten sind getroffen. Meister Metzel hat bereits einen Ochsen gekauft" — —

O den lassen wir todtschlagen, oder füttern ihn noch so lange bis er nöthig ist.

„Die Truthühner sind gestern angekommen."

Die füttert mit Welschen Nüssen, oder schlachtet sie gleich ab, und bringt sie auf die Tafel; ihr könnt dann andere Truthühner kaufen.

„Der Waizen ist gemahlen."

Das Mehl wird nicht gleich verderben. Oder wenn du das glaubst, so benutze einen

Theil davon, laß Kuchen und Stollen backen, und den andern Theil schicke Geßlers Lucien, die bald Hochzeit macht.

Mariane mochte sagen, was sie wollte, Rosenau wußte ihr auf alles zu antworten. Es kam endlich beynahe zu einem ehelichen Zwist. Rosenau reichte seiner Frau die Hand. Du bist jetzt nicht ruhig genug, sagte er, ein andermahl mehr von der Sache. Aber künftigen Montag wird noch nicht getraut; ihr müßt noch Einen Monath warten; dabey bleibts.

Eduard erfuhr bald den ganzen Vorfall. Sein Herz brauste auf, er tobte herum, hieß seinen Bruder einen Trotzkopf, mit dem man es nicht länger aushalten könne, setzte sich an sein Pult, und schrieb einen sehr langen Brief an ihn, in welchem er es mit den Ausdrücken eben nicht sehr genau nahm. In sein Haus wollte er gar

nicht mehr kommen. Marianen und Hannchen wurde es bange; beyde befürchteten einen völligen Bruch. Mariane redete ihrem Manne, Hannchen ihrem Bräutigame zu; es half nichts; Jakob blieb bey seinem Beschlusse, und Eduard bey seiner Feindschaft gegen den Bruder.

Vierzehn Tage vergingen, ohne daß die Brüder einander sahen. Eduard war so aufgebracht, daß, hätte er Hannchen nicht so innig geliebt, er der Verbindung mit ihr entsagt hätte. Die gute Johanne befand sich zwischen zwey Feuern. Jakob Rosenau hatte ihr so viele Beweise von Freundschaft gegeben, hatte an ihr als Vater gehandelt, und war der Urheber ihres ganzen Glücks, undankbar konnte, wollte sie nicht gegen ihn seyn, und von der andern Seite liebte sie Eduarden auch so sehr, daß alles, was er litt, auch ihr Herz stark angriff, so daß

das Aufschieben der Trauung ihr nicht anders als höchst schmerzlich seyn mußte. Sie ergab sich indeß in das, was nicht zu ändern war, mit geduldigem Sinn, und so verfloß abermahls ein Monath.

Unterdeß waren die beyden Brüder in der Börse mehrmahls zusammen gekommen, hatten sich gesehen, gesprochen und brüderlich gezankt. Am Ende des Monathes erklärte Eduard, daß, wenn Jakob ihm auch jetzt in Rücksicht der Trauung Hindernisse in den Weg legen sollte, er sogleich wieder nach London abreisen wollte. Sein Entschluß stünde fest, und Jakob sollte daher alles, was daraus entstehen könnte, bedenken.

Zu aller Freude erklärte Jakob, daß er nun nichts mehr zur Verhinderung der Vermählung durch Priesters Hand thun wolle; nur bath er, daß man noch zwey Tage

über den Monath warten sollte, weil er eben eine kleine Reise vorhabe, die er nicht aufschieben könne. Er hoffe, man werde das Hochzeitsfest nicht ohne ihn feyern wollen.

Der zweytägige Aufschub wurde gern bewilligt. Jakob Rosenau reiste ab, und kam zur festgesetzten Zeit wieder. Man bemerkte be seiner Zurückkunft eine ungewöhnlich heitre Laune an ihm, wußte aber nicht, worin man den Grund davon suchen sollte.

Endlich war der lang ersehnte Tag der Trauung da. Die eingeladenen Hochzeitsgäste fanden sich ein. Noch eine kleine halbe Stunde, und man ging in die Kirche. Die Braut blühte wie eine Rose, der Bräutigam sah sie mit Wohlgefallen an, und die ganze Gesellschaft weissagte dem glücklichen Paare eine friedliche, freudenvolle Ehe.

Jakob Rosenau ging unruhig in dem Saale auf und ab, und schien an der allgemeinen Freude keinen großen Antheil zu nehmen; nur zuweilen lächelte er, wann ein treffender Scherz zum Vorschein kam.

Die Thüren des Saales standen offen. Auf ein Mahl erblickte man in dem Vorsaale einen ältlichen Mann in abgetragener Kleidung. Ein Bedienter wollte ihn wegweisen. Aber Hannchen sprang hinaus, und verboth es dem Bedienten. Heute ist ein Tag der Freude, sagte sie, heute müssen wir wohlthun, und Dürftige nicht von uns abweisen. Sie ließ sich mit dem Manne in ein Gespräch ein, und erstaunte über die vernünftigen Worte, die er sprach. In einem so schlechten Aeußern war ihr noch kein so gebildeter Verstand vorgekommen. Sie hohlte einige Erfrischungen und setzte sie ihm vor. Er sah sie forschend an, und

blickte in den Saal. Jakob Rosenau hatte sich so gestellt, daß er ihn sehen konnte. Er nickte heimlich mit dem Kopfe. Die Versammlung bemerkte es, und wurde aufmerksam. Hannchen that sehr geschäftig und menschenfreundlich mit dem Armen, der ihr in seinem Wesen immer mehrere Zeichen von guter Herkunft zu verrathen schien. Auf ein Mahl verfärbte er sich; es zeigte sich bey ihm eine Anwandlung von Ohnmacht. Er sank beynahe um. Hannchen that einen Schrey. Der Fremde fiel schwindlich in ihre vorgehaltenen Arme.

Die versammelten Gäste sprangen hinzu; Jakob Rosenau faßte den Unbekannten, und führte ihn in den Saal aufs Canapee. Niemand von den Anwesenden wußte den Vorfall zu deuten. Betroffen standen alle da, und sahen erwartungsvoll dem Ende dieses Auftrittes entgegen. Hannchen bebte

vor Bestürzung an allen Gliedern. Mariane hohlte ein Paar Fläschchen Spiritus herbey, und hielt sie dem Ohnmächtigen vor.

Nach wenigen Minuten erhohlte er sich. Zu aller Erstaunen warf er sein abgetragenes Oberkleid von sich, und stand nun in einem reinlichen und netten Anzuge vor der Gesellschaft. Er streckte seinen zitternden Arm nach Hannchen aus. Sie faßte seine Hand; er zog sie an seine Brust und sagte stammelnd: Meine Tochter! meine Tochter!

Ein Strom von Thränen hemmte seine Worte. Hannchen war außer Fassung. Sie wußte nicht, ob sie träume oder wache. Schüchtern faßte sie den Fremden schärfer ins Auge; entdeckte bald in dem Gesichte mehrere Züge ihres Vaters, und da auch Jakob Rosenau ihr versicherte, daß sie an dem Herzen des Vaters liege, so zweifelte sie keinen Augenblick mehr daran. Eine

Fluth von Freudenthränen strömte aus ihren Augen; sie zitterte am ganzen Körper; sie herzte und küßte mit Innigkeit den Vater; fiel ihm einmahl nach dem andern um den Hals, und war nicht im Stande, auch nur ein einziges Wort vorzubringen.

Der Auftritt war unbeschreiblich rührend. Eduard stand zu Thränen bewegt vor seinem Schwiegervater und seiner glücklichen Braut; mehrere von den Gästen weinten, gleich Kindern; Mariane stand neben ihrer Freundinn und schluchzte; Jakob Rosenau aber stellte sich an die Ecke eines Schrankes hin und betrachtete, selbst im Innern erschüttert, die Rührung der übrigen; eine Freudenthräne glänzte in seinem Auge. Eduard und seine Frau traten zu ihm, und sahen ihn mit Blicken des Danks und der Hochachtung an. Nun, meine Lieben, sagte er, seyd ihr mir noch böse, daß ich die Hoch-

zeit so weit hinausgeschoben habe? Ihr sehet, was mich dazu bewogen hat.

Eduard sank ihm sprachlos ans Herz, und dankte ihm mit einem warmen Bruderkusse. Mariane überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten. Edler, edler Gatte! rief sie an seiner Brust, dieser Auftritt macht deinem Herzen Ehre! Du hast uns diese hohe Freude gemacht, und niemand anders.

Der alte Richmond entwand sich den Armen der gefühlvollen Tochter und umarmte Rosenau. Sie, redlicher Mann, sagte er gerührt, sind der Urheber meines und meiner Tochter Glück. Gott lohne Ihren Edelmuth, Ihre Freundschaft —

Er wollte noch mehr sprechen, aber Rosenau bath ihn, zu schweigen. Nach einer Stunde wurde die Trauung vollzogen. Es war ein großer Zusammenlauf von Volk, denn die Nachricht von Richmonds Rückkunft

aus der Sclaverey in Algier verbreitete sich in der Stadt wie ein Lauffeuer; jedermann wollte ihn sehen, und so füllte sich die Kirche ganz. Richmond wohnte der Trauungshandlung bey, und vergoß dabey Freudenthränen. Alte Bekannte von ihm drängten sich an ihn, schüttelten seine Hand, und bewillkommten ihn aufs herzlichste.

Der übrige Tag verschwand unter den traulichsten Gesprächen und den reinsten Freuden. Richmond erzählte kurz seine Schicksale seit seiner Gefangenschaft, schilderte die Drangsale, die er hatte dulden müssen, und sein Entzücken, als ein Handelsmann aus Cadix, dem Jakob Rosenau den Auftrag dazu gegeben hatte, ihn durch ein ansehnliches Lösegeld aus seinen Fesseln befreyte.

Hannchen wurde die glücklichste Gattinn. Ihr Vater, unterstützt von den Rosenau's, unterzog sich ansehnlichen Handels-

geschäften, und schwang sich nach einigen Jahren zu einem wohlhabenden Manne hinauf. Verbunden mit der Rosenauschen Familie, lebte er die glücklichsten Tage. Alle Guten freuten sich über die Eintracht und Liebe dieser edlen Seelen, über ihre Thätigkeit und durchgängige Rechtschaffenheit. Sie fanden den Himmel schon auf der Erde.

Richmonds ehemalige Köchinn war im Grunde eine Hauptveranlassung dieses glücklichen Lebens. Man erkannte dieß dankbar, und suchte Lisetten ihre Tage leicht und angenehm zu machen. Hannchen ließ ihr keine Ruhe, bis sie zu ihr in die Stadt zog, wo sie ihr in ihren häuslichen Geschäften beystand und bis an ihren Tod blieb.

Auch der fromme Eremit war oft der Gegenstand traulicher Gespräche und süßer Erinnerungen. In einem schönen Frühjahre machten Hannchen, Mariane, beyde Ro-

senau's und Richmond eine Lustfahrt zu ihm. Sie fanden ihn schon sehr schwach, aber eine stille Heiterkeit überstrahlte sein Angesicht, und erhöhte sich merklich, wenn er von seinem baldigen Hingange in ein besseres Leben sprach. Ach, sagte er, welche Freuden warten meiner! Ich werde viele Wesen wieder finden, an denen mein Herz hängt. Ich hoff' es wenigstens, und sterbe in dieser freudigen Hoffnung. Als Hannchen ihn das vorletztemahl besucht hatte, hatte er ihr, auf ihre Bitte, versprochen, ihr einiges aus seiner Lebensgeschichte aufzusetzen. Jetzt übergab er ihr den Aufsatz, mit dem Wunsche, sie möchte ihn als ein Andenken aufbewahren, und nur in einer ruhigen, guten Stunde lesen. Als er seine Gäste beym Abschiede umarmte, perlten ihm die hellen Thränen von den Wangen, und er nahm auf ewig Abschied. Nach einem

Monathe erhielten sie die Nachricht, daß er bald nach ihrer Abreise diese Welt verlassen habe.

Der alte redliche Richmond brachte sein Leben auf sechzig Jahre; seine in der Sclaverey ausgestandenen Leiden hatten seine Kräfte merklich geschwächt und sein Lebensziel sehr verkürzt. Er wünschte neben seiner Gattinn begraben zu seyn. Sein Wunsch wurde erfüllt. Beyder Hügel umgibt ein einfaches Geländer; eine breitblättrige Linde überschattet sie.

Hannchen und Mariannchen nebst ihren wackern Männern leben noch. Schon sind sie dem Grabe sehr nah, aber noch immer ist Ruhe und Heiterkeit der Seele nicht von ihnen gewichen, und den Ruf ihrer Rechtschaffenheit hat noch kein Verläumder zu beflecken gewagt. Die erste ist Mutter von acht, die letzte von sechs wohlgerathenen

Kindern. Wann diese guten Seelen zuweilen in einem ihrer Gärten, unter grünen Bäumen gelagert, über ihr Leben und über menschliche Angelegenheiten sprechen: so wiederhohlt Hannchen oft die Worte des Eremiten:

„Wir haben alle Einen Vater; darum verachte niemanden; du siehst auf der Welt nur Schwestern und Brüder.“

„Treffen dich Leiden, so trage sie mit Ergebung und Geduld. Sie veredeln das Herz, und ohne Leiden wäre die Welt nicht zur Hälfte so schön, und die Menschen nicht zur Hälfte so gut.“

Jakob Rosenau umarmt dann gewöhnlich die andern Freunde, und spricht mit Rührung die Worte: „Traute Herzen schlagen nicht immer an einander; oft reißt sie das Schicksal von einander, und einmahl

gewiß der Tod. Darum sey herzlich und liebreich gegen den Freund, so lange er an deiner Seite wandelt, und wenn er dir entrissen wird, so blicke auf zu Gott, der alles weise lenkt, und beruhige dich."

XIV.

Der Eremit.

Bruchstücke aus seiner Lebensgeschichte.

Von ihm selbst aufgezeichnet.

Ich halte mich nicht für so wichtig, daß ich glauben sollte, die Welt würde durch eine vollständige Beschreibung meiner Schicksale viel gewinnen; wenn ich einiges aus der Geschichte meines Lebens aufzeichne, so geschieht es bloß, um die Bitte einer Freundinn zu erfüllen, deren Vertrauen ich schätze und deren Andenken ich wünsche.

Meine Schicksale auf der Welt waren so mannigfaltig, daß eine umständliche Erzählung derselben leicht zu einem bändereichen Buche anwachsen könnte. Allein mein Alter und andere Gründe erlauben mir nicht, mich in eine weitläuftige Beschreibung einzulassen; nur einige Begebenheiten meines Lebens will ich niederschreiben, ohne Prunk und Kunst, aber mit Wahrheit.

Ich bin in Italien geboren. An die ersten Jahre meines Lebens kann ich mich nur dunkel erinnern. Ein kleines Dorf, das an einem Hügel lag und einen schönen Anblick gewährte, war mein Aufenthalt als Knabe. Meine Eltern behandelten mich zwar nicht gelinde, aber doch mit Liebe und Herzlichkeit. Ihr Haus war unansehnlich, aber im Innern herrschte eine Reinlichkeit und Ordnung, daß es jedem gleich beym ersten Eintritte in dasselbe wohlgefallen mußte.

Meine Mutter verband mit vielen andern guten Eigenschaften auch eine außerordentliche Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, weshalb ihr jedermann gut war, und sie als Muster in diesen weiblichen Tugenden ehrte. Mein Vater galt im ganzen Orte für einen thätigen und durchaus rechtschaffenen Mann. Er nannte sich Joseph Coriola. Ich selbst hatte bey der Taufe den Namen Vincentius erhalten.

Das Streben meiner Eltern bey meiner Erziehung ging dahin, mich zur Arbeitsamkeit und zur stillen Ertragung manches Ungemachs zu gewöhnen, was mir nicht immer anstand, wofür ich diesen guten Seelen aber späterhin oft von Herzen gedankt habe. Unsre Lebensart war sehr einfach und für meinen aufstrebenden, unruhigen Geist zu einförmig. Oft sehnte ich mich hinaus in die weite Welt, wo ich viel Neues, viel

Schönes und Großes zu sehen hoffte. Aber ich hatte nicht den Muth, meinen Eltern etwas davon merken zu lassen. Ich verschloß solche Wünsche tief in meiner Brust und glaubte, daß die Zeit endlich ihre Erfüllung herbeyführen werde.

Täglich erkletterte ich einen nahen Berg, dessen Gipfel ein Laubwäldchen bedeckte. Hier machte es mir Vergnügen, in die weite Ebene, die sich vor mir ausbreitete, hinzublicken und dabey auszurufen: Ins Weite mit mir, Vincentius! ins Weite! Zuweilen machte mich der Gedanke: an das kleine Dorf, das unter meinen Füßen lag, gebannt zu seyn, sehr traurig; mehrmahls war meine Wehmuth so groß, daß ich Thränen vergoß. Es schien mir, als wäre das Dorf für mein Herz zu klein, als wäre ich bestimmt, in der größern Welt eine bedeutende Rolle zu spielen. In der Natur al-

lein fand ich Trost und Erheiterung. Hingelagert an einen grünen Fleck, hing ich Stunden lang meinen Empfindungen und Träumereyen nach, ergoß meine Gefühle in klagende Lieder, die ich zu Hause niederschrieb, und die bald zu einer ansehnlichen Sammlung anwuchsen. Ich lernte die Flöte und komponirte zu meinen Gesängen selbst die Melodieen.

Die Einwohner des Dorfes schüttelten die Köpfe dazu, und meinten, es wäre in meinem Kopfe nicht richtig. Solche Urtheile kamen mir zu Ohren. Mein Ehrgefühl wurde angegriffen, ich fing an, gegen die Menschen mißtrauisch zu werden, und machte das Uebel noch ärger. Man hielt sich durch mein argwöhnisches Betragen für beleidigt, und machte mich oft zum Gegenstande des Spottes und Tadels. Dieß brachte Erbitterung in mein Herz; die ganze Menschheit

erschien mir in einem schwarzen Lichte; ich sah nichts als Bösewichter um mich, und ward ein erklärter Menschenfeind.

Mit Wehmuth erinnere ich mich an diese trüben Tage, in welchen ich alles in einer falschen, düstern Gestalt erblickte. Ach, in den Menschen irre werden, schlägt unser Herz schon in einem frühen Alter nieder, und ist unter allen innern Leiden das schrecklichste.

Ich floh die Menschen, und wurde dafür als ein menschenfeindlicher Sonderling von ihnen geflohen, verspottet und gehaßt. Meine Eltern mißbilligten mein Betragen, aber ich hatte nicht die Kraft, es zu ändern. Düster verschwanden mir die Tage, und vielleicht hätte ich für meine Reizbarkeit mit dem Tode gebüßt, wenn nicht die Natur sich meiner angenommen und mir heil-

samen Balsam für meine schmerzhaften Wunden gereicht hätte.

In dem Hause meiner Eltern war ich verschlossen, bloß wenn mich meine Mutter an ihr Herz drückte und mich liebreich fragte, was mir fehle, brach ich bisweilen in Thränen aus, und schluchzte: „Mir ist nicht wohl, Mutter!" Mehr konnte sie aus mir nicht herausbringen. Kam ich in den nahen Wald, stand ich auf dem Gipfel des Berges, sah ich gerührt auf die vor mir liegende Landschaft hin, so gingen mir die Augen über, ich ließ meinen Thränen freyen Lauf und fühlte mich erleichtert. Bey dem Gesange der Vögel zitterte ich vor Freude, bey dem Anblicke der Insecten- und Würmerwelt spürte ich ein inneres Wohlgefallen und rief oft aus: Diese Insecten und Würmer sind besser als die Menschen! sie kränken mich nicht!

Ich ging ins eilfte Jahr, als eines Abends spät, da ich mich zu Bette legen wollte, an unsre Thüre geklopft wurde, und ein Mann in unsere Stube trat, der fast ganz verhüllt war. Er warf seinen Mantel ab, und wurde jetzt von meinen Eltern als ein alter Bekannter mit vieler Artigkeit aufgenommen. Auf mich, der ich ihn zum ersten Mahle sah, machte er einen unbeschreiblich guten Eindruck. In seinem Angesichte lag etwas Edles und Großes. Ich faßte in den ersten Augenblicken volles Zutrauen zu ihm. Es schien, als sey ich ihm nicht unbekannt, denn er erkundigte sich angelegentlich nach meinem Befinden, ob ich gesund, fleißig, verständig und wohlgesittet sey, und war sichtbar erfreut, als er hörte, wie meine Mutter verschiedene gute Eigenschaften an mir rühmte. Er sprach dann

heimlich mit meinen Eltern, und stellte ihnen eine Rolle Geldes zu.

Mein Kopf war voll von dem Manne. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; immer schwebte er mir vor, mit seinem schönen Wuchs, seinen edlen Gesichtszügen und seinem großen Herzen, auf welches ich aus diesen Zügen schloß. Es gingen mir verschiedene Gedanken durch die Seele, und ich faßte den Entschluß, dem Fremden meinen Kummer zu entdecken, und ihn zu bitten, mich mit zu nehmen. Allein wie erschrak ich, als ich des Morgens vernahm, er sey wieder fort. Ich fing an zu schluchzen; mein Vater wußte diese Erscheinung sich nicht zu erklären; er suchte mich zu trösten, aber Trost fand ich nur auf dem Berge im Walde, wo ich auf meiner Flöte die traurigsten Klagelieder blies.

Nach einem Vierteljahr erschien eben so spät des Abends eine Frau in unserm Hause, in deren Gesichte eine solche Sanftheit und Zärtlichkeit zu lesen war, wie ich vorhin noch nie gesehen hatte. Sie bezauberte mich durch ihr weibliches Wesen so sehr, daß ich sie sogleich als eine Mutter liebte. Auch sie erkundigte sich sorgfältig nach mir, und wie ward mir vollends, als sie mir ihre Hand reichte, mich an ihr Herz zog, und mit Innigkeit küßte. Als ich ihr ins Gesicht sah, bemerkte ich Thränen in ihrem Auge, die bald auf meine Wangen fielen, und mich so sehr rührten, daß ich mit Heftigkeit der Frau um den Hals fiel und mich fest an sie anschmiegte. — Sie verließ unser Haus sehr früh des Morgens. Auf meine Frage, wer diese liebenswürdige Dame sey, gab mir der Vater zur Antwort: sie

heiße Casandra, so wie er mir jenen Fremden Pedro genannt hatte.

Lange konnten mir diese von mir so geliebten zwey Wesen nicht aus dem Sinne kommen. Ohngefähr nach einem halben Jahre erschien Pedro wieder, und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Als er Abschied nahm, drückte er mich an sein Herz und bath mich, immer gut zu seyn. Seine Worte drangen tief in meine Seele, und wirkten sehr vortheilhaft auf meine Gesinnung. Wenn ich nahe daran war, schwach zu werden, und etwas zu thun, was nicht zu billigen war, kam mir Pedro und seine Bitte ein, und ich kehrte sogleich auf den Weg des Guten zurück.

Auch Casandra erschien nach einiger Zeit wieder bey uns, und behandelte mich wie das erste Mahl. Beyde fuhren fort, uns von Zeit zu Zeit Besuche zu machen, die

mir immer sehr willkommen waren. Wenn es hieß, Pedro oder Casandra ist da, so schwand aller Gram aus meiner Brust, und ich fing an aufzuleben und mich der Welt zu freuen. Auffallend war mir späterhin das heimliche Wesen, das sie und meine Eltern annahmen, wenn sie leise und allein mit einander sprachen; mehrmals bemerkte ich, daß ich der Gegenstand ihrer Unterredung sey; wie dieß aber zusammenhänge, konnte ich durchaus nicht errathen, ob ich gleich oft darüber nachgrübelte.

In meinem vierzehnten Jahre nahm mich an einem schönen Morgen mein Vater bey der Hand, und machte mit mir einen Spaziergang. Er sprach so liebreich zu mir, als er schon lange nicht gesprochen hatte, ermunterte mich eindringlich zum Guten, und erklärte mir endlich, daß ich nach einer Woche das Dorf verlassen, nach einer zwan-

zig Meilen davon entlegenen Stadt reisen und dort die Schule besuchen sollte.

Gott! wie ward mir bey diesen Worten! Der Gedanke, einmahl in die größere Welt zu kommen, wonach ich mich schon lange gesehnt hatte, fuhr als ein elektrischer Schlag durch alle meine Glieder, ich stammelte einige Worte, sank meinem Vater ans Herz und war vor Freude außer mir. Nach einer Woche nahm ich Abschied.

Goldene Berge versprach ich mir in der Stadt, und fand Sandhügel und Steinhaufen, mit Dornen bewachsen. Der Luxus hatte die Einwohner, unter denen ich von nun an leben sollte, von Grund aus verderbt, ein ewiges unruhiges Streben nach Wohlleben und Reichthum ihren Geist für alles Große und Edle abgestumpft, und die irrigste Vorstellung von Erdenglück sie zu den niedrigsten Sklaven ihrer Sinnlichkeit und

des schändlichsten Eigennutzes gemacht. Gott, wie staunte ich, als ich diese Menschen näher kennen lernte, und fand, daß ich zu ihnen, und sie zu mir durchaus nicht taugten! Ich sah mich allein, gleich einem Wanderer in der Wüste, ich verlor den Muth, mich an irgend eine Seele anzuschließen, weil ich befürchtete, mich in die Arme eines Nichtswürdigen zu werfen; ich floh allen Umgang, suchte nur in meinen Büchern zu leben, studierte mit anhaltender Anstrengung, und nahm, wenn ich der Erhohlung bedurfte, meine Zuflucht einzig und allein zu meiner alten Freundinn — der Natur.

So verfloß ein Jahr, und noch immer hatte mir der Himmel nicht das schönste Erdenglück — einen redlichen Freund geschenkt. Jetzt erwachte auf einmahl das Bedürfniß, mich an ein gutes Herz traulich anzuschließen, in seiner ganzen Stärke, und nie war mir

die Einsamkeit so lästig, als in dieser Zeit.

Eines Tages begegnete mir auf einem Spaziergange ein wohlhabender Kaufmann der Stadt. Er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und sagte mir viel Schmeichelhaftes. Ich wunderte mich, daß er mich kenne. Er erzählte mir, daß meine Lehrer ihm viel zu meinem Lobe gesagt hätten, und er wünsche daher meine nähere Bekanntschaft. Wenn ich damit zufrieden wäre, so wolle er mir in seinem Hause eine Stube einräumen, und mir seine einzige kleine Tochter zum Unterrichte übergeben. Ich sollte übrigens auch an seiner Tafel speisen, und von seiner Erkenntlichkeit überzeugt seyn.

Mit dankbarer Freude nahm ich diesen Antrag an. Noch diesen Tag zog ich in sein Haus, wo mir meine künftige Schülerinn, Laura, freundlich entgegen kam, mir die

Hand küßte, und versprach, mir immer Freude zu machen. Das zarte, achtjährige Kind that dieß mit einer solchen Unbefangenheit und Unschuld, daß ich gerührt wurde.

Für mich ging jetzt ein neues Leben an; es schließt die seligsten Freuden, aber auch die bittersten Leiden meiner Jugend in sich. Das, wonach ich mich bis jetzt vergebens gesehnt hatte, Anhänglichkeit und Herzlichkeit, fehlte mir nicht mehr; Laura hing sich bald mit ganzer Seele an mich, und hatte unbegrenztes Zutrauen zu mir. Ein Wort, von mir gesprochen, blieb nie ohne Wirkung bey ihr; was ich auch sagen mochte, das zarte Kind nahm es mit ganzer Seele auf; der leiseste Tadel aus meinem Munde, schlug sie danieder, und preßte ihr die bittersten Thränen aus. Oft fiel sie mir um den Hals, und sagte gerührt: O wie

hab' ich Sie so lieb, guter Lehrer, so lieb wie nichts anderes in der Welt!

War das Mädchen gleich klein, so, ich muß es aufrichtig bekennen, machte doch ihre Anhänglichkeit einen tiefen, unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf mich. Die reinste Unschuld lag dabey zum Grunde; ich konnte mich auf ihre Worte verlassen; ihr zartfühlendes Herz war weit entfernt von allem Falsch; sie zeigte sich mir ganz wie sie war, in ihrer Reinheit und Unbefangenheit, in ihrer reitzenden Sanftmuth und Ergebenheit, kurz — sie erschien mir als ein kleiner Engel, und mein Herz freute sich über das Daseyn dieses geliebten Wesens, und über die treue Anhänglichkeit desselben an mir.

Ich wiederhohle es, das Jahr, das ich in dem Hause dieses Kaufmannes verlebte, schließt die seligsten Freuden meiner Jugend

in sich. Ach, sie wurden bald getrübt, und in die schmerzhaftesten Leiden verwandelt! Laura, die mein ganzes Herz für sich gewonnen hatte, ohne die mir alles reitzlos und öde erschien, wurde krank. Ich litt mehr als sie. Der Gedanke, daß sie sterben könne, erschütterte mich. Sie befand sich nur dann wohler, wann ich bey ihr war, und daher kam ich nur selten von ihrem Bette. Eines Tages wurde sie sehr wehmüthig. Guter Lehrer, sagte sie, und weinte, vielleicht sterbe ich bald. Ich will gern zu Gott in den Himmel, aber das macht mich traurig, daß Sie noch auf der Welt bleiben, daß Sie nicht auch mitgehen, und mich in dem Himmel auch so lieb haben, wie hier auf der Erde.

Meine Augen standen voll Thränen, ich ergriff ihre Hand, und führte sie an mein Herz. Laura, sagte ich, so lange die-

ses Herz schlägt, werde ich um dich trauern, und dir für die Freuden danken, die du mir gewährt hast.

Sie schwamm in Thränen. Ihre Hand zitterte. Guter, guter Lehrer, sagte sie, wenn ich gestorben bin, vergessen Sie meiner nicht. — Weiter konnte sie nicht reden, sie erlag ihrer Empfindung. Auch ich wußte mich kaum zu fassen, ich wollte ihr antworten, aber meine Thränen flossen nur, der Sprache war ich nicht mächtig, ich entfernte mich, gepeinigt von tiefem Schmerz, auf meine Stube, wo ich mich auf mein Bett hinwarf und schluchzte.

Nach einer halben Stunde trat ein Bedienter in mein Zimmer, und meldete mir Lauras Tod. Nie hat mich eine Nachricht so erschreckt und betäubt als diese. Ich war vor Schmerz außer mir, stürzte jammernd ins Krankenzimmer und sah — ach, welch'

ein herzzerreißender Anblick für mich! — das unschuldvolle, sanfte Wesen entseelt vor mir. Die Mutter war untröstlich; der Vater stand bey ihr, erstarrt an allen seinen Gliedern, und so betäubt, daß auch nicht Eine wohlthätige Thräne seinem Auge entquoll, und seine Schmerzen linderte. Ich fiel an Laura hin und weinte. Der Vater sahs, er hob mich auf, drückte mich an sein Herz, und weinte mit mir um die geliebte Tochter.

Was würde es nützen, wenn ich den Gram beschriebe, der jetzt mein Innerstes erfüllte, und mich den Pforten des Todes nahe brachte. Laura war mir das liebste Geschöpf auf der Welt. Sie war nicht mehr, und meine Seligkeit hatte ein Ende. Ich suchte mich zu zerstreuen, aber es gelang mir nicht; wenn irgend ein Strahl der Freude in mein Herz drang, so kam ihr

liebes Bild mir vor die Seele, und trübte sie; ich suchte mich in Einem fort zu beschäftigen, um nur die Erinnrung an sie nicht oft aufwachen zu lassen; meine Wissenschaften betrieb ich mit dem anhaltendsten Fleiße; ich arbeitete oft bis nach Mitternacht, und zerrüttete dadurch meine Gesundheit. Ich wurde heftig krank und lag, dem Tode nahe, mehrere Wochen lang danieder. In meiner damahligen Lage wäre der Tod mir willkommen gewesen; er hätte mich aus meinem Zustande erlöst, über den sich nichts Schmerzlicheres denken läßt.

Ich wurde wieder gesund, und ermannte mich. Sich dem Grame hinzugeben, und immer leidend zu verhalten, schien mir eines Jünglings unwürdig. Ich las einige moralische Schriftsteller des Alterthums. Sie erhoben meinen Geist, flößten mir Kraft und Muth ein, und entrissen mich meinen

schwarzen Gefühlen, die mir das Leben in dem düstersten Lichte zeigten. Besonders machte der römische Weise Seneca auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. Ihm verdanke ich es, daß ich mich in jener traurigen Periode nicht selbst aufgerieben, sondern glücklich über meine niederschlagenden Empfindungen erhoben habe.

Meine Gefühle verlohren allmählich die allzugroße Lebhaftigkeit und das Peinigende, das sie sonst für mich hatten; die Vernunft fing an, ihre Rechte zu behaupten und mein Zustand wurde erträglicher. Um den zu häufigen Erinnerungen an Laura auszuweichen, verließ ich das Haus ihres Vaters, wo so viele Gegenstände mir ihr theures Bild zu oft ins Gedächtniß zurückriefen.

Noch ein Jahr blieb ich in dieser Stadt; es war ein wichtiges Jahr für mich, denn die höhere Gefühle, die im Menschen

liegen, erwachten bey mir jetzt in ihrer Stärke, ich kam zu einem lebendigeren Bewußtseyn meiner selbst, fing an, Welt und menschliche Angelegenheiten in einem neuen, reitzenden Lichte zu betrachten, mich stark genug zu fühlen, einst das Wohl meiner Brüder zu befördern, und mir Verdienste zu erwerben. Dieß alles schwellte meine Brust mit Wonne, ich selbst schien mir jetzt ein edleres, bedeutenderes Wesen, und entwarf einen schönen Plan über den andern.

Aber mehr als alles dieses wirkte ein anderes Gefühl, das mir zwar schon lange nicht mehr fremd war, aber sich noch nie in diesem Grade geäußert hatte, als jetzt — das religiöse Gefühl. So wie der Glaube an ein höheres Wesen, an Gott, in meinem Herzen recht lebendig wurde, fühlte ich mich erst ganz als Mensch; alles erschien mir jetzt in einem freundlicheren Lichte,

das Leben erhielt für mich erst jetzt einigen Werth, die Freuden und Leiden der Welt Bedeutung. Mit der innigsten Freude erinnere ich mich an diese seligen Tage, wo der feste Glaube an Gott in meinem Innersten erwachte, und mein Herz ein erhabenes Wesen fand, woran es sich kindlich anschließen konnte. Ich habe nun schon lange gelebt, ich habe in meinem Leben viele Freuden und noch mehr Drangsale erfahren, viele und sehr verschiedene Menschen kennen gelernt, aber ich habe überall und immer gefunden, daß ohne Religion, die in dem Herzen wohnt, an kein höheres, reines Erdenglück zu denken ist — nur sie veredelt uns die Welt, veredelt uns selbst, veredelt unsre Freuden, erhebt uns über Leiden und bringt in unser Daseyn einen Zweck, eine höhere Bedeutung.

Besonders ehrwürdig erschien mir jetzt die christliche Religion, die ich aber erst aus

dem Unterrichte meiner Lehrer kannte. Noch hatte ich bis jetzt nicht die Bibel gelesen. Einer meiner Lehrer theilte mir das Neue Testament mit. Ich setzte mich sogleich hin, und las darin mit großer Begierde, und je mehr ich las, destomehr fesselte mich das Buch, ich vergaß alles um mich herum, lebte und webte nur in den Schriften des neuen Testamentes, und las die Lebensbeschreiber Jesu zu wiederholtenmahlen. Jesus erschien mir in einem erhabnen Lichte, jedes seiner gesprochenen Worte hatte für mich hohe Bedeutung, jede seiner Handlungen das Gepräge eines seltenen, höchst edlen Wesens. Seine Leiden, seine Aufopferungen für die Sache des Wahren und Guten rissen mich für ihn hin; ich wurde sein eifrigster, frömmster Verehrer, ich wurde ein wahrer Christ, und befand mich dabey unendlich glücklich. Meine Einbildungskraft mahlte mir

ihn als einen schönen Mann, dessen Aeußeres schon auf seinen großen Geist hindeuten mußte, ich stellte mir ihn unter dem Bilde des räthselhaften von mir innig verehrten Pedro, so wie seine Mutter Maria unter dem Bilde der liebenswürdigen Cassandra vor.

Als das dritte Jahr meines Aufenthaltes in dieser Stadt zu Ende war, erhielt ich von meinem Vater einen Brief und darin die Aufforderung, meinen jetzigen Aufenthaltsort zu verlassen und zu ihm zurück zu kehren. Ich kam und hörte nun von ihm, daß es seine Absicht sey, mich auf ein oder zwey Jahre nach Rom zu schicken, wo ich die schönen Künste studieren, und besonders mein nicht mittelmäßiges Talent zur Mahlerey ausbilden sollte. Dieser Vorschlag war meinen Wünschen ganz angemessen. Indeß konnte ich es meinem Vater nicht verbergen,

daß der Aufenthalt in Rom mit großen Kosten verbunden und er vielleicht nicht im Stande seyn werde, mich gehörig zu unterstützen.

Mein lieber Vincentius, sagte er hierauf freundlich, indem er mich zutraulich bey der Hand faßte, ich bin freylich nicht reich, und daß der Aufenthalt in Rom kostspielig sey, weiß ich; aber der Himmel hat für dich gesorgt — zwey gute Menschen, die dein Bestes wünschen, haben für dich zwey Rollen Goldstücke bey mir niedergelegt. Sie werden hinreichen, die Kosten, die deine Studien in Rom erfordern, zu bestreiten.

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte; die Sache kam mir zu unerwartet. Ich war gerührt, und es erwachte in mir ein fester Glaube an gute Menschen. Neugierig forschte ich nach, wer meine Wohlthäter wären, allein mein Vater wollte sie

mir nicht nennen. Edle Menschen, sagte er, thun gern unbemerkt wohl, auch deine Wohlthäter wollen unentdeckt bleiben, und daher dringe nicht in mich, dir ihre Nahmen zu nennen. Ich zweifelte nicht, daß die Rollen Gold von Pedro und Cassandra herrührten, und irrte mich, wie ich erst spät erfuhr, in meiner Vermuthung nicht.

Ich kam in Rom an, und wurde bey dem Anblicke dieser großen, einzigen Stadt der Welt von hohen Gefühlen ganz durchdrungen. Ruhig floß die goldne Tiber an ihr vorbey, ich that fast keinen Schritt, ohne an irgend einen großen Mann des alten Roms erinnert zu werden. Es ist eine eigene Empfindung, die den Gedanken an das Große und Edle, das in dieser ehrwürdigen Stadt geschah, begleitet. Alles, was man in und um Rom um sich erblickt, wirkt mächtig dahin, das Herz in eine der

seltensten, schönsten und seligsten Stimmungen zu versetzen.

In den ersten Tagen taumelte ich, von den mannigfaltigsten Eindrücken gleichsam betäubt, in Rom herum, und konnte zu keiner dauernden Ruhe kommen. Die schönsten Monumente der Kunst fand ich an diesem Platze in so großer Anzahl beysammen, daß mir ein jahrelanger Aufenthalt zu ihrem Studium erforderlich schien. Nach und nach mäßigte sich mein starkes Gefühl, ich wurde ruhiger, und konnte nun in Rücksicht meiner Zeit und meiner Beschäftigungen einen festen Plan entwerfen.

Von nun an lebte ich ganz der Kunst, und fand bald, daß diejenigen vollkommen Recht haben, welche behaupten, daß nur durch schöne Kunst die Sitten am leichtesten gemildert und veredelt werden. Es ist etwas ganz anderes, die Welt mit ungebil-

detem, und etwas anderes, sie mit veredeltem Geschmacke anzusehen. Wie vieles erschien mir jetzt in einem reitzenderen Lichte! wie manche herrliche Kraft, die bisher in mir geschlummert hatte, erwachte jetzt auf einmahl. Wie manche gute Gesinnung entwickelte sich zugleich mit dem Sinne für Regelmäßigkeit, Harmonie, Schönheit.

O es liegen in dem Menschen unendliche Kräfte verborgen! daß er sie doch nicht ewig schlummern ließe, sondern jede Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gewissenhaft benutzte! Ich muß bekennen, daß, so wie sich mein Gefühl für Schönheit, oder mein Geschmack veredelte, ich ein desto besserer Mensch wurde, und ich habe daher es nie billigen können, wenn bey der Erziehung auf die Ausbildung dieser schönen menschlichen Anlagen entweder gar nicht oder nur wenig gesehen wurde. Wo ich späterhin etwas da-

zu beytragen konnte, daß man Zeichenschulen errichtete, und die Jugend in der Musik, im Gesange und in der richtigen Beurtheilung schöner Gedichte oder anderer Kunstwerke übte, da that ich alles, was in meinen Kräften stand — ich hielt es für meine Pflicht. Als ich nachher die nördlicheren Länder Europens kennen lernte, fand ich freylich eine andere Ansicht der Sache; die Einwohner dieser Länder verstanden mich nur selten, wenn ich über den wohlthätigen Einfluß der schönen Künste auf die Veredlung des Menschen sprach; je wärmer und herzlicher ich darüber redete, desto weniger konnten sie mich fassen; nur wenige hatten eine Ahndung von dem, was man in dem Vaterlande der schönen Künste, in dem lachenden, milden Italien empfindet, sie hingegen größtentheils nur am Oekonomisch-Nützlichen, nur die Erhaltung ihres körperlichen

Daseyns schien ihre ganze Seele zu beschäftigen, und was nichts für die Küche oder den Beutel einbrachte, war ihnen gleichgültig oder verhaßt. Das ist das sicherste Mittel, alles Große und Edle im Menschen zu ersticken und ihn zum Lastthiere herab zu würdigen, das käuchend unter seiner Bürde sich durchs Leben schleppt, sich abarbeitet, um nur nicht zu verhungern, und endlich — ohne sich auch nur einmahl so recht als Mensch gefühlt zu haben — ermattet dahin sinkt in die kalten Arme des Todes und zur Erde wird, von der es genommen ist.

Zwey schöne Jahre verflossen mir in Rom bey dem reinsten, edelsten Genusse. Ich lebte so sehr in meinen Studien, daß ich mir nur wenige Bekannte machte, und nur selten das Bedürfniß des Umgangs in mir fühlte. Die schöne, große Natur um Rom war meine vertraute Freundinn, an

ihr hing ich, wie ein gefühlvoller Bräutigam an seiner inniggeliebten Braut, und sie gewährte mir einen Genuß, der sich nur empfinden, nicht beschreiben läßt.

Mein Vater schrieb mir, daß ich nach einem Vierteljahre zu ihm zurückkehren möchte. Diese Nachricht war mir unangenehm; Rom lag mir am Herzen; mich dort niederzulassen und diese herrliche Stadt nie zu verlassen, war mein sehnlichster Wunsch. Von der andern Seite fühlte ich die Pflichten gegen meinen Vater zu lebhaft, als daß ich seinem Willen nicht hätte Folge leisten sollen. Dein Vater wünscht deine Rückkehr, dachte ich bey mir, und du hast nun nicht zu wählen; wie sehr dich auch immer Rom an sich fesseln mag, du mußt der väterlichen Stimme gehorchen und nach der Heimath zurückkehren.

Das Vierteljahr, das mir noch übrig blieb, wollte ich unter andern auch dazu benutzen, einige schöne Landschaften um Rom zu zeichnen. Zwey davon schickte ich meinem Vater, um sie dem edlen Pedro und der liebenswürdigen Cassandra zuzustellen. Sie waren, wie mir bald darauf mein Vater schrieb, damit sehr zufrieden und erfreut über die Fortschritte, die ich in der Kunst gemacht hätte. Diese Nachricht war für mich ungemein ermunternd, denn der Beyfall der gedachten zwey Wesen galt mir über alles, desselben würdig zu werden, war mein höchster Wunsch, mein eifrigstes Bestreben.

Ich machte in dieser Zeit die Bekanntschaft eines jungen reichen Engelländers, der, da er einen großen Aufwand machte, Zutritt in die angesehensten Häuser hatte, und bey keinem glänzenden Feste fehlte, das in Rom veranstaltet wurde. Er ließ mir

keine Ruhe, ihn eines Abends in einen der prächtigsten Gärten zu begleiten, wo ein großes Feuerwerk gegeben werden, und das ganze vornehme Rom zugegen seyn sollte. Ich fand daselbst unter andern auch die reichen Schönen der Stadt versammelt. Unter ihnen erblickte ich besonders zwey Gestalten, die so harmonisch gebaut und so ungemein reitzend waren, daß ich ganz hingerissen und zu dem Ausrufe gebracht wurde: Schöner können die Engel des Himmels nicht seyn!

Der Engelländer nahm mich an den Arm, und stellte mich diesen Engeln in menschlicher Gestalt als einen geschickten Künstler vor. Sie machten mir einige übertriebene Complimente, die im Grunde nichts sagten. Kaum hatten sie ein Paar Worte gesprochen, so war meine Bewunderung ihrer Gestalt zur Hälfte gesunken; denn ihre Stimme war so hohl, unrein und unange-

nehm, daß sie auf mich, der ich die reinsten Töne von ihnen erwartete, den widrigsten Eindruck machte. Ich habe davon in meinem spätern Leben oft von neuem die Erfahrung gemacht, daß eine häßliche, rauhe Stimme aus dem Munde eines schönen Frauenzimmers uns gegen seine Reitze sehr gleichgültig machen könne, hingegen eine biegsame, sanfte, einschmeichelnde Sprache uns auch für eine weniger schöne, vielleicht gar reitzlose Gestalt sehr einzunehmen vermöge. Ich habe daher es immer mit Unmuth gesehen, wenn Mädchen und Frauen auf die Ausbildung und Verfeinerung ihrer Aussprache zu wenig sahen, und sich dadurch selbst den Weg zu den Herzen der Männer erschwerten.

Da ich einmahl vor den zwey schönen Römerinnen mit der rauhen Stimme stand: so konnte ich es nicht füglich vermeiden,

mich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. War ich durch ihre Aussprache schon gleichgültiger gegen sie gemacht worden: so wurde ich dieß jetzt noch mehr, als ich aus ihren gehaltlosen Reden und faden Scherzen auf einen schwachen Verstand zu schließen genöthigt war. Nun war der Zauber, mit welchem mich ihre äußere Gestalt umgeben hatte, vollends dahin, und sie erschienen mir als gemeine, alltägliche Geschöpfe, bey welchen die Natur bloß ihr Spiel getrieben, und denen sie für die geschenkten äußerlichen Reitze, alle innere Schönheit entzogen hatte. Es kann wohl nichts so sehr den Eindruck schöner Gestalten schwächen und vernichten, als die Wahrnehmung, daß in ihnen keine schöne Seele wohne. Ein reitzender Körper ohne gebildeten Geist macht einen widerlichen Eindruck, besonders wenn man durch ihn eine Zeitlang getäuscht worden ist.

Der Engelländer merkte bald, was in mir vorging. Sie werden, sagte er, dieß in der Welt oft so finden. In den schönsten Körpern wohnt oft eine schwache, ungebildete Seele. Die Schönen bedenken es nicht, wie übel dieß wirke, wie sehr es ihnen die Achtung und Liebe der verständigsten und würdigsten Männer entziehe. Sie sehen auf das Aeußere zu sehr, auf das Innere zu wenig; sie sollten auf beydes die gehörige Sorgfalt wenden, denn freylich taugt es auch wieder nichts, wenn ein Frauenzimmer auf das Aeußere zu wenig sieht. Sehen Sie jene Gräfinn, welche dort am Tische allein steht; sie hat schöne Kenntnisse und nicht gemeine Einsichten, ihre Unterhaltung ist angenehm und lehrreich, aber man meidet sie, so sehr man kann, denn die gute Dame vernachläßigt bey der Ausbildung ihres Geistes ihr Aeußerliches

auf eine thörichte Weise, will einen weiblichen Diogenes spielen, und macht sich dadurch allen Gebildeten zuwider.

Mein Begleiter führte mich hierauf zu einer niedlichen Nische, vor welcher zwey Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren standen, die nichts weniger als schön waren. Allein welch' einen angenehmen Eindruck machten sie auf mich! Ihre Stimme war so sanft und gefällig, und alles, was sie sprachen, zeigte von so vielem Verstande, daß ich bald mit vieler Vorliebe an ihnen hing, und gern den ganzen Abend in ihrer Gesellschaft verweilt wäre. Sie sehen, sagte der Engelländer, daß Rom keinen gänzlichen Mangel an geistreichen Frauenzimmern habe, und daß oft ein unansehnlicher Körper eine schöne liebenswürdige Seele in sich schließt. Ich sprach über diesen Gegenstand noch vieles mit ihm, und genoß auf diese

Weise einen schönen Abend. Nach acht Tagen reiste er nach Livorno, von wo aus er mir zwey Briefe voll Freundschaft und Verstand schrieb, und mich einlud, mit ihm nach Engelland zu gehen. Dieß konnte ich nicht, und ich habe nie wieder etwas von diesem wackern Britten gehört.

Schon längst hatte eine kleine Stunde von Rom ein reitzendes Landhaus meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es lag auf einem anmuthigen Hügel, der mit Citronen- und Oehlbäumen bepflanzt war, und eine der schönsten Aussichten um Rom gewährte. Einen Monath vor meiner Abreise ging ich hin, um die Villa und die umliegende Landschaft abzuzeichnen.

Es war ein schöner Sommermorgen, und meine Seele glich dem wolkenlosen, reinen Himmel. Die Reitze der Natur hatten mich bezaubert, und eine unbeschreiblich fro-

he Stimmung in mir hervorgebracht. Ruhig saß ich unter einem Citronenbaume, sah erfreut vor mich hin, und wollte eben meine Arbeit beginnen, als ich hinter mir harmonische Töne eines Flügels, und bald darauf den rührendsten Gesang eines weiblichen Wesens vernahm. Meine gute Stimmung mochte sehr viel dazu beytragen, daß mich das, was ich hörte, in Begeisterung versetzte. Schöne Musik und schöner Gesang sind an sich schon angenehm, und machen auf ein wohlgestimmtes Gemüth einen wohlthätigen Eindruck, aber wenn dazu noch der Anblick einer reitzenden Landschaft kommt, so wüßte ich nicht, was vermögender wäre, die Seele über die Welt gleichsam zum Himmel zu erheben, und sie ihre höhere Abkunft ahnden zu lassen.

Ich erhob mich von meinem Sitze, und erblickte bald in einer schön gelegenen

Laube ein Mädchen von vierzehn bis funfzehn Jahren. Es schien ganz Gefühl, und spielte mit einer außerordentlichen Fertigkeit den Flügel. Ich bekam Lust, näher zu treten, allein ein leises Gefühl der Bescheidenheit hielt mich zurück.

Nach einer Viertelstunde hörte das Spiel und der liebliche Gesang auf, und das Mädchen verschwand. Lange tönte mir seine anmuthige Stimme im Herzen nach. Endlich schritt ich zur Arbeit, und hatte nach einer halben Stunde einen Theil der reitzenden Gegend aufs Papier geworfen.

Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, als ich in mäßiger Entfernung von mir sprechen hörte, und bald zwey Frauenzimmer erblickte, wovon ich in dem einen sogleich die liebe Sängerinn erkannte, in dem andern aber ihre Mutter vermuthete, worin ich mich auch nicht irrte. Sie erblick-

ten mich, und kamen zu mir. Die Mutter ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und nahm mich bald durch ihre sanfte Weiblichkeit ein; die Tochter stand bescheiden neben ihr, und sprach kein Wort. Ich konnte mich nicht enthalten, der letzteren für ihr schönes Spiel und ihren schönen Gesang zu danken. Sie erröthete, verbeugte sich auf eine ungemein gefällige Weise und schwieg.

Bald kam ein kleines zweyjähriges Mädchen herbey getrippelt, ein schönes, naives Kind. Es ward von der Mutter und dann von der Schwester herzlich geküßt, und hing sich ganz an diese. Sie nahm es auf den Arm, und liebkoste es. Es ließ ihr so gut, daß sie mir jetzt noch ein Mahl so liebenswürdig schien. Eigentliche Schönheit hatte sie nicht, aber über ihr Angesicht war eine höchst einnehmende Weiblichkeit, ein sanftes, bescheidnes, frommes Wesen verbrei-

tet; und wer kann diesem weiblichen Wesen widerstehen? Es wirkt mächtiger und dauernder als blendende Schönheit, die oft in wenigen Jahren, gleich einer Seifenblase, dahin schwindet.

Die Mutter fragte mich um meinen Nahmen, und war etwas betroffen, als ich ihr denselben nannte. Ihre Betroffenheit entging mir nicht, und war mir nicht wenig auffallend. Sie wollte etwas sagen, bedachte sich aber schnell eines andern, und schwieg, sah mich aber mit bedeutungsvollen Blicken an, und bath mich, nur einige Augenblicke zu verweilen, sie wolle gleich wieder bey mir seyn. Sie entfernte sich schnell und mit ihr die Tochter, die mir eine stumme Verbeugung machte.

Ich wußte nicht, was ich zu dem allen denken sollte. Das Benehmen der Dame schien mir räthselhaft. Sie kam bald mit

einem Cavaliere zurück, den sie ihren Mann nannte. Er that einige Fragen an mich; erkundigte sich um meinen Geburtsort, um meine Eltern, um den Zweck meines Aufenthaltes in Rom und dergleichen Dinge mehr. Die Dame sah ihn oft seitwärts an, und verrieth eine Art von Ueberraschung. Er war gefaßter, brach auf ein Mahl die Unterredung ab und entfernte sich mit den Worten: Besuchen Sie unsre Villa recht oft.

Der räthselhafte Auftritt beschäftigte meine ganze Seele. In Gedanken vertieft ging ich nach Rom zurück, und hatte den ganzen Tag keine Ruhe; besonders schwebte mir die liebenswürdige, sanfte Tochter der Dame immer vor der Seele. Außer Laura, mit der sie auch einige Aehnlichkeit hatte, wodurch ich stark an dieses liebe Wesen erinnert wurde, hatte bis jetzt noch kein Mädchen auf mich einen so starken, guten Ein-

druck gemacht. Ihre schöne Weiblichkeit hatte mein Herz für immer gefesselt.

Den andern Tag steckte ich meine Flöte zu mir und eilte nach der Villa. Der Besitzer derselben kam mir entgegen, und führte mich in das Wohngebäude, das einfach, aber geschmackvoll eingerichtet war. Seine Frau empfing mich mit vieler Artigkeit, bald erschien auch ihre Tochter mit der kleinen Schwester. Ich entdeckte neue Reitze an ihr, und sie gefiel mir heute noch mehr als gestern. Laura, sagte der Vater, willst du uns etwas spielen?

Sie lächelte freundlich, setzte sich an den Flügel und spielte mit einer unbeschreiblichen Anmuth. Der Name Laura weckte in mir wehmüthige Empfindungen, denn er zauberte mir das Bild meiner geliebten Schülerinn vor die Seele; von der andern Seite freute ich mich innerlich, daß auch dieses

holde Wesen den mir so lieb gewordenen Nahmen trug.

Als die frohen Menschen meine Flöte erblickten, forderten sie mich auf, damit das Spiel des Flügels zu begleiten. Ich thats, und accompagnirte der liebenswürdigen Laura zu einem rührenden Adagio. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit so viel Gefühl spielen hören! So viele glauben, daß man mit ihrem Geklimper schon zufrieden seyn müsse, wenn sie uns nur mit einer Fingerfertigkeit die Noten abspielen, die vor ihnen liegen. Daß nicht in dieser mechanischen Fertigkeit, sondern in dem gefühlvollen Ausdrucke, der damit verbunden werden muß, die eigentliche Schönheit, das Wahre des musikalischen Spieles liege, scheinen dergleichen Klimperinnen nicht einmahl zu ahnden.

Es war ein schöner Vormittag, den ich in dieser reitzenden Villa, unter so lieb-

reichen Menschen verlebte. Der Marchese di Valeria (so hieß der Besitzer des Landhauses) betrachtete mich lange mit forschendem Blicke; oft schien er etwas sagen zu wollen; hielt aber mit sichtbarer Ueberwindung inne, und erregte meine Neugierde in hohem Grade. Laura betrug sich mit bescheidener Zurückhaltung, und nahm dadurch mein Herz noch mehr für sich ein. Auf meine Anreden antwortete sie mit vieler Unbefangenheit, aber kurz und mit Verstand. Ihre Stimme war sehr biegsam und einschmeichelnd.

Von nun an besuchte ich täglich diese Villa, und erfuhr immer die freundschaftlichste Aufnahme und liebreichste Behandlung. Nach und nach wurde auch Laura zutraulicher; ich sprach viel und gerne mit ihr, denn sie sprach verständig und mit Anmuth; unsere Seelen hatten viele Berüh-

rungspuncte, unsere Herzen deren noch mehr. Von jeher war mir das männliche Amazonenartige Wesen an den Weibern verhaßt; nur Bescheidenheit, Anständigkeit, Biegsamkeit und Sanftmuth schienen mir das weibliche Geschlecht in den Augen der Männer liebenswürdig zu machen, und daher war Laura, die alles dieß in hohem Grade besaß, für mich eine anziehende, willkommene Erscheinung.

Meine Gespräche mit Laura machten uns einander bekannt. Ich schien ihr nicht zu mißfallen, und bald entwickelte sich unter uns eine herzliche Zuneigung. Zu meinem Schmerz rückte der Tag meiner Abreise von Rom heran. Den Tag vorher besuchte ich noch ein Mahl die mir so lieb gewordene Villa, um meinen Gönnern für die mir erwiesenen Gefälligkeiten zu danken, und ihnen mein Andenken zu empfehlen.

Laura war niedergeschlagen. Als ich mich ihren Eltern empfohlen hatte, begleitete sie mich bis an den Eingang des Gartens. Hier blickte sie mir mit Wehmuth ins Auge. Ihre ganze Seele, ihr reiner, frommer, duldender Sinn lag in ihrem Blicke, und eine helle Thräne verschönerte ihn. Schüchtern legte sie ihren bebenden Arm auf meine Schultern, und sagte, indem sie verschämt zur Erde niederblickte, mit zitternder Stimme: „Vincentius, unter allen Jünglingen, die ich kenne, haben Sie am meisten mein Herz gerührt. Leben Sie wohl! vergessen Sie meiner nicht.“

Ich ergriff ihre Hand und küßte sie. Laura, sagte ich, alles andere auf der Welt kann ich vergessen, nur Sie nicht. Ewig wird Ihr Andenken in meinem Herzen leben!

Ihre Thränen flossen jetzt von den Wangen, und verschönerten ihr holdes, sanftes

Angesicht. Sie sank mit ihrem Haupt auf meine Schultern; ich zog das gute Wesen mit dem reinsten Herzen an meine Brust, und stammelte: Laura, vergessen Sie meiner auch nicht. — Nie! nie! schluchzte sie, denn ich liebe Sie von Herzen!

Ich riß mich beklommen von ihr los. Sie reichte mir noch schnell eine Blume. Zum letzten Mahle drückten wir uns die Hand, und schieden von einander. Die Blume bewahrte ich stets als ein heiliges Andenken. Noch jetzt rührt ihr Anblick mein Herz, und entlockt mir bisweilen Thränen der Freude und Wehmuth.

Rom, das mir durch meine neuen Bekanntschaften noch theurer geworden war, verließ ich mit Schmerz; Lauras Bild begleitete mich auf meinem Wege; nach wenigen Tagen traf ich glücklich in meiner Heimath ein.

Meine Eltern nahmen mich sehr freundlich auf, und erzählten mir, daß Pedro und Cassandra ihre Besuche wiederhohlt, und sich immer über mein Wohlbefinden und meine Fortschritte in der Kunst innig gefreut hätten. Das Dorf, in welchem meine Eltern wohnten, gefiel mir jetzt mehr als sonst; überhaupt erschien mir jetzt die Welt und die Menschheit in einem lieblicheren Lichte, und je mehr Menschen ich kennen lernte, desto mehr wurde ich überzeugt, daß sie zwar keine Engel, aber noch weniger Teufel seyen. Manche, die ich noch nicht genauer kannte, schienen mir oft verdächtig; aber so wie ich mich in einen näheren Umgang mit ihnen einließ, und sie mehr kennen lernte, verschwanden meine Vorurtheile gegen sie, ich fand sie besser, als ich erwartete.

Einige Tage nach meiner Rückkehr eröffnete mir mein Vater, daß meine mir unbekannten Wohlthäter mich fernerhin unterstützen wollten, und daß sie wünschten, ich möchte nach Deutschland reisen, und mich dort ein Paar Jahre auf einer Universität aufhalten; er selbst wünsche dasselbe, und hoffe, daß auch ich nichts werde dagegen einzuwenden haben.

Ihre Wünsche sind mir Befehle, sagte ich, und dankte ihm für die väterliche Sorgfalt. Den Tag vor meiner Abreise nach Deutschland schlug mein Vater der Mutter vor, den Tag in dem Wäldchen auf dem Berge unter Gottes freyem Himmel zuzubringen. Sie wars zufrieden; ich noch mehr. Wir gingen hin, und waren wohlgestimmt, machten ein großes Feuer und lagerten uns um dasselbe, kochten und brieten. Noch waren wir kaum eine Stunde

dort, als ich in den höchsten Freudentaumel versetzt wurde. Es erschien Pedro und bald nach ihm Cassandra. Ehrfurchtsvoll näherte ich mich beyden, und sprach, was mir gerade mein Herz eingab.

Sie hielten sich nur eine halbe Stunde bey uns auf. Pedro nahm von mir rührenden Abschied. Die Thränen standen ihm in den Augen als er mich umarmte. „Vincentius, sagte er tief bewegt, Sie kommen in die weite Welt, wo es viele Irrwege gibt, bleiben Sie stets auf dem Pfade des Guten, bewahren Sie die kostbarsten Kleinode des Menschen — Unschuld und Reinheit des Herzens; opfern Sie, wenn es Noth thut, das Leben, aber nie Ihre Tugend auf. Leben Sie wohl! ich liebe Sie väterlich.“

Er drückte mir bey diesen Worten eine Rolle Goldstücke in die Hand, und wendete

sich um, um sein Auge zu trocknen. Cassandra war nicht weniger gerührt. An ihrem Herzen vergoß ich Thränen der Rührung. Sie gab mir ein versiegeltes Papier, wollte etwas sprechen, hielt aber inne, und entließ mich mit einem herzlichen Lebewohl aus ihren Armen. Pedro nahm sie bey der Hand, und ging mit ihr fort. Ich weinte ihnen lange nach.

Als ich das Papier, das ich von Cassandra erhalten hatte, öffnete, fand ich ein Medaillon darin, in welchem ein Büschel Haare eingeschlossen war. Ich drückte es an meine Lippen — Pedros Abschiedsworte waren mir ans Herz gedrungen. Ich fiel meinen Eltern an die Brust, und gelobte ihnen feyerlich, der Tugend immer treu zu bleiben. Den folgenden Tag reiste ich nach Deutschland ab.

An ein mildes, freundliches Clima gewöhnt, wollte mir lange Deutschlands rauher Himmel nicht gefallen, auch die Einwohner schreckten mich anfangs durch ihre Lauigkeit und Bedächtlichkeit im Betragen zurück, bis eine Seite an ihnen — ihre Gutherzigkeit und Ehrlichkeit mich mit ihnen aussöhnte, und für sie einnahm. Das Universitätsleben war nicht nach meinem Geschmack; ich fand während desselben nur wenige Jünglinge, an die ich mich mit Liebe und Vertrauen anschließen konnte. Nach zwey Jahren verließ ich die Akademie und machte eine Reise ins nördliche Deutschland. In Berlin fand ich den geselligen Ton ganz artig, und erfuhr in einigen Zirkeln, in die ich kam, eine zuvorkommend gefällige Behandlung. In Leipzig machte mir die Bekanntschaft des damahls allgemein berühmten Gellert große Freude. Dres-

den mit seiner reitzenden Gegend erinnerte mich stärker, als irgend eine Deutsche Stadt an mein Vaterland. Ich lebte hier acht Tage in dem reinsten Genusse der schönen Natur, und erinnere mich noch jetzt mit Vergnügen an das artige Benehmen, das den hiesigen Einwohnern gegen Fremde eigen zu seyn scheint. Oft stand ich auf der schönen Elbbrücke, und sah, nicht unbewegt, auf die vor mir sich ausbreitende romantische Landschaft, träumte mich nach Italien, besonders nach Rom, auf die Villa des Marchese di Valeria und dort an die Seite der unvergeßlichen Laura.

Mit mannigfaltigen Kenntnissen und einem etwas männlicherem Charakter kehrte ich nach drey Jahren in mein Vaterland zurück. Italiens milder Himmel brachte meine Lebensgeister in eine stärkere Bewegung. Meine Eltern fand ich gesund, aber von

Alter entkräftet. Rom wurde von neuem das Ziel meiner Wünsche. Meine Casse war nicht leer; von dem Gelde, das meine unbekannten Wohlthäter mir zufließen ließen, hatte ich eine beträchtliche Summe erübrigt, die bequem hinreichte, die Kosten eines halbjährigen Aufenthaltes in Rom zu bestreiten. Mein Vater begünstigte meine Wünsche, und nach einigen Tagen lag die große Stadt vor meinen Augen.

Den Tag nach meiner Ankunft in Rom begab ich mich nach der Villa, wo sich meine geliebte Laura aufhielt. Drey Jahre hatten wir uns nicht gesehen. Sie war nun siebzehn Jahre alt, und so in ihrer schönsten jungfräulichen Blüthe. Ich spürte in allen Winkeln des Gartens herum, um sie irgendwo zu entdecken; schon verzweifelte ich daran, als ich in einer dichten Laube ein weißes Gewand gewahr wurde. Ich näherte

mich der Laube — ich sah deutlich genug das Frauenzimmer darin — es war Laura. Gott! wie schlug mir mein Herz! ich zitterte an allen Nerven. Liebe, Hoffnung und Furcht wechselten in meiner Brust. Laura erblickte mich, und trat aus der Laube. Wir standen uns nahe, Gesicht gegen Gesicht. Laura sah mich verwundert an — erkannte mich — that einen Schrey, und lag in meinen Armen. Vincentius! rief sie, lieber theurer Vincentius!

Mir war, als wäre ich in den Vorhof des Himmels getreten. Ich konnte nur wenige, unzusammenhängende Worte vorbringen. Sie klammerte sich an mich und führte mich zu ihrem Vater, der mich mit der gefälligsten Artigkeit willkommen hieß. Mit Thränen erzählte sie mir — daß sie ihre treffliche Mutter vor einem halben Jahre verloren habe; ihr Schmerz über ihren

Verlust sey Anfangs groß gewesen, jetzt aber wäre sie beruhigt, in der Religion habe sie Trost gefunden, und wenn der Gedanke an ihre Mutter ihr noch zuweilen Kummer mache, so nehme sie ihre Zuflucht zu dem Glauben an Gott und seine weise Lenkung der menschlichen Schicksale. Dieß sprach sie mit einer unbeschreiblich frommen Anmuth; aus ihrem Auge strahlte ein himmlischer Sinn, stille Ergebung in den Willen der Gottheit und kindliche Zufriedenheit mit allem, was er über sie verhängt hatte. Ihr Anblick rührte mich und erhöhte meine Liebe zu ihr.

Der Marchese di Valeria lud mich ein, ihn oft zu besuchen, ich würde ihm, sagte er, allezeit willkommen seyn. Seine Freundschaft für mich ging sogar so weit, daß er mir in seiner Villa ein Paar Wohnzimmer anboth, die ich aber nicht annahm, um allen Schein der Unbescheidenheit so viel

als möglich zu vermeiden. Uebrigens war ich fast täglich bey ihm und genoß in seiner und Lauras Gesellschaft schöne Stunden. Meine Zuneigung zu seiner Tochter schien er lange nicht zu bemerken, und als er sie bemerkte, nicht zu mißbilligen. Destomehr Gewissensscrupel stellten sich bey mir ein. Ich war ein Bürgerlicher; Laura aus einer alt adeligen Familie; eine eheliche Verbindung mit ihr schien mir aus diesem Grunde unmöglich; ich ließ es ihr merken; sie verstand mich; sie stellte sich die Sache nicht anders vor als ich, und fing an, einer sichtbaren Melancholie in ihrem Herzen Raum zu geben. Ich hatte bald einen harten Kampf zu bestehen. Pflicht und Neigung stritten mit einander; endlich siegte die Pflicht über meine Liebe zu Laura. Ich wollte mich nach und nach von ihr zurückziehen, und mich bey ihr in Vergessenheit bringen. Al-

lein sie merkte bald meine Absicht, machte mir Vorwürfe, und bath mich, sie nicht zu verlassen, weil ihr Herz mich nicht mehr entbehren könne. Sie sagte dieses ihrem Vater mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit, und dieser forderte mich auch auf, den Umgang mit seiner Tochter nicht aufzuheben.

So verschwanden drey Monathe. Ganz unerwartet erhielt ich jetzt von meinem Vater einen Brief, und darin die dringende Aufforderung, so schnell als möglich Rom zu verlassen, und zu ihm zurück zu kehren; meine Anwesenheit in seinem Hause wäre sehr nöthig; ich sollte die Reise beschleunigen, und mich von nichts davon abhalten lassen.

Gewohnt, meinem Vater zu gehorchen, packte ich ein, und bestimmte den Tag meiner Abreise. Laura wollte vor Schmerz ver-

gehen. Vincentius, klagte sie, ohne Sie ist die Welt mir eine traurige Einöde. Sie lassen mich einsam in dieser Einöde zurück. Sie reißen sich von mir los und kommen nicht wieder.

Ich suchte sie zu trösten, ob ich gleich selbst des Trostes bedurfte. Unsere Trennung war schmerzhaft. Ich nahm auf ewig Abschied; Laura zerfloß in Thränen; aber es mußte geschieden seyn. Nach einigen Tagen war ich bey meinen Eltern. Sie thaten geheimnißvoll. Ich erkundigte mich nach der Ursache meiner Zurückberufung. Mein Vater verwies mich zur Geduld. In wenigen Tagen, sagte er, werde sich alles entwickeln.

Ich war voll Erwartung. Nach zwey Tagen enthüllte sich endlich das Geheimniß und mit dieser Enthüllung ging eine neue Welt für mich auf. An einem schönen Mor-

gen fuhr eine Kutsche vor unser Haus. Ich öffnete das Fenster und sah, zu meiner großen Freude, Pedro und Cassandra aussteigen. Mit einem Herzen voll Dank und Liebe flog ich ihnen entgegen; sie umarmten mich mit Innigkeit und gingen mit mir in die Stube. O der seligen Augenblicke, die mir jetzt der Himmel schenkte! Vincentius, sprach Pedro, mit einer feyerlichen Freude, ich will in dieser für uns glücklichen Stunde einen Schleyer von deinem Gesichte ziehen. Die du bis jetzt für deine Eltern hieltest, sind nicht deine leiblichen Eltern. Siehe in mir — deinen Vater, in Cassandra — deine Mutter.

Mit diesen Worten zog er mich an seine Brust; Cassandra umfaßte uns mit ihren Armen, und Freudenthränen benetzten unsre Wangen. Ich konnte kein Wort sprechen; es kam mir alles zu unerwartet; ich wußte

nicht, ob ich wache oder träume. Nach einem minutenlangen feyerlichen Schweigen setzte sich mein neuer Vater nieder, ich mußte neben ihm Platz nehmen; meine Mutter umgab mich von der andern Seite, und es begann ein trauliches Gespräch, das oft durch Aeußerungen der reinsten Freude unterbrochen wurde.

Mein Vater weihte mich vorläufig mit wenigen Worten in das Familiengeheimniß ein, das bis jetzt meinem Auge unenthüllt geblieben war. Sein eigentlicher Name war Adolphonso di Coglia, und seine Familie von altem Adel. Chikanen an dem Hofe, an dem er lebte, hatten ihn nicht nur um seine ansehnlichen Güter, sondern auch sein Leben in Gefahr gebracht. Er flüchtete sich mit meiner Mutter, und da er Ursache hatte, auch um mein Leben, der ich damahls drey Jahre alt war, besorgt

zu seyn, so vertraute er mich der Pflege jener braven Menschen, die ich bis jetzt für meine wahren Eltern gehalten hatte. Jetzt hatte sich seine Angelegenheit zu seinem Vortheile geändert. Durch die Verwendung eines Freundes war er wieder in seine Güter eingesetzt worden, und das erste, was er nach dieser glücklichen Veränderung seiner Lage that, war, daß er zu mir eilte, und mir die Binde von meinen Augen zog.

Wie glücklich ich mich fühlte, als ich in dem von mir so innig verehrten Pedro meinen Vater, in der so ungemein liebenswürdigen Cassandra meine Mutter erblickte, wie könnte ich alter, dem Tode naher Greis dieses mit Worten ausdrücken! Wir weilten ein Paar Tage in dem Hause meiner Pflegeeltern, die mein Vater reichlich belohnte, wir besuchten meine ehemahligen Lieblingsplätze, auf denen ich mich mit süßer Weh-

muth an meine frühere Jugend erinnerte, wir scherzten über manches Vergangene, und entwarfen Plane für die Zukunft. Mit gerührter Seele trennte ich mich von meinen bisherigen Eltern; auch sie waren sehr bewegt; nach zwey Tagen erreichten wir das größte Gut meines Vaters, wo wir vor der Hand zu bleiben beschlossen.

Ich fühlte mich ungemein glücklich. Nur der Gedanke, daß Laura durch meine Abwesenheit von ihr leide, störte mich zuweilen in dem Genusse meines Glückes. Ich wollte ihr schreiben, verschob es aber von einem Tage zum andern. Zwey Monathe waren dahin, und ich hatte noch immer nicht geschrieben. Ich setzte mich hin, um dieses zu thun, da trat mein Vater in meine Stube und meldete mir seinen Vorsatz, nach kurzem eine Reise nach Rom zu machen,

wohin ich ihn begleiten sollte. Der Brief an Laura blieb ungeschrieben.

Mit Ungeduld sah ich der Abreise nach Rom entgegen. Sie verzog sich etwas in die Länge, weil mein Vater auf seinen Gütern sehr vieles in Ordnung zu bringen hatte, und mich vorerst bey dem Hofe vorstellen wollte. Man kam mir hier mit zuvorkommender Gefälligkeit entgegen, aber ich achtete der glatten Worte, die man mir sagte, wenig; ich wußte, daß es nur — Worte waren.

Der Fürst betrug sich gegen meinen Vater sehr herablassend, und würdigte auch mich einer gnädigen Aufnahme, fragte mich verschiedenes über meine Studien, über Deutschland, wo, wie er glaubte, noch im August eingeheitzt werde, und als er sich eine Viertelstunde mit mir unterhalten hatte, versprach er mir eine Stelle in der gehei-

men Kanzley. Er hielt Wort; denn nach einigen Tagen erhielt ich eine schriftliche von ihm unterzeichnete Ernennung zum Vice-Director der Kanzley. Gleich nach meiner Zurückkunft aus Rom sollte ich diese ehrenvolle Stelle antreten.

Auf dem Wege nach Rom erzählte mir mein Vater, daß er dort einen Freund besuchen wolle, der sich für sein Bestes sehr verwendet und vielleicht das Meiste zu seiner Wiedereinsetzung in seine Besitzungen beygetragen habe. Als wir in Rom angekommen waren, machte mein Vater sogleich Anstalten, diesen edlen Freund zu besuchen. Wir fuhren den Tag nach unsrer Ankunft zu ihm. Wie freudig erstaunte ich, da mein Vater bey der Villa di Valeria still halten ließ, und mir meldete, daß der Besitzer derselben jener Freund sey. Nun war mir das räthselhafte Betragen des Marchese und

seiner verstorbenen Gemahlinn klar. Als er meinen Vater erblickte, flog er ihm mit offenen Armen entgegen; beyde Freunde waren über ihr Wiedersehn außer sich vor Freude. Auch ich ward herzlich empfangen. Der Marchese lächelte, und sagte zu meinem Vater, daß er mich schon lange kenne, daß er mir aber das Geheimniß sorgfältig verschwiegen habe, worüber jener nicht wenig erfreut war.

Laura war in Rom; sie kam aber nach einer Stunde zurück gefahren, und wäre vor Freude beynahe in Ohnmacht gesunken, als sie mich erblickte; da ich ihr vollends die Veränderung meiner ganzen Lage entdeckte, ihr erzählte, daß ich der Sohn des Marchese di Coglia sey, wußte sie sich vor Entzücken nicht zu fassen.

Beynahe einen Monath brachten wir in dem Hause des Marchese di Valeria zu. Er

hatte vor kurzem sich von neuem verheira=thet — wie es schien nicht sehr glücklich. Laura stimmte mit ihrer Stiefmutter nicht überein, erwies ihr aber alle Ehrfurcht, die sie ihr als Tochter schuldig war. Indeß sehnte sie sich aus dem väterlichen Hause. Ich gestand meinem Vater meine Liebe zu ihr, und erhielt von ihm die Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung mit ihr. Der Marchese di Valeria war es auch zufrieden, und seine neue Frau war froh, Laura's los zu werden, um sich dann im Hause desto uneingeschränkter zu fühlen.

Ich kündigte dieses meiner Geliebten an, und bath sie um Hand und Herz. Er=röthend, aber mit einem Blick der zärtlich=sten Liebe und des festesten Vertrauens reich=te sie mir jene; ihr Herz, sagte sie, habe sie mir schon längst geschenkt. Wir umarm=

ten uns und gelobten einander ewige Liebe und Treue.

Die Vermählung sollte erst nach einigen Monathen vollzogen werden. Ich eilte in die Residenz des Fürsten, dem ich von nun an dienen sollte, zurück, und trat mein Amt an. Ich faßte dabey die besten Vorsätze, entwarf die schönsten Plane, und begann mit jugendlichem Feuer meine Geschäfte. Mein Vater, der die Menschen kannte, gab mir zu verstehen, daß ich mich in meinem Eifer etwas mäßigen sollte. Dieß schien mir wohl der Klugheit, aber nicht der Rechtschaffenheit angemessen zu seyn, und statt seinem Rathe zu folgen, verdoppelte ich meinen Feuereifer. Ich wollte mit Gewalt durchdringen, meine Plane durchaus durchsetzen; aber bald genug stieß ich auf die größten Hindernisse, viele hielten sich durch meine Jugendhitze für beleidigt,

und wirkten mir entgegen, der Fürst selbst mißbilligte mehrere meiner Schritte, und empfahl mir mehr Bedachtsamkeit. Dieß kränkte mich, und ich wurde mißtrauisch.

Nach einigen Monathen wurde ich mit Laura ehelich verbunden, und es begann für mich unter den schönsten Hoffnungen eine neue Lebensperiode. Meine liebenswürdige Gattinn überzeugte mich bald, daß eine tugendhafte Frau das edelste Kleinod der Welt sey. Unsre Liebe nahm, je mehr wir uns kennen lernten, immer mehr zu. Wenn ich, ermattet von den Arbeiten des Tages, in ihre Arme eilte, fand ich für jene den süßesten Lohn, fand an Laura's Seite Erhohlung und Erheiterung; mißlang mir irgend ein Plan, so wußte sie mich darüber auf eine wirksame Weise zu beruhigen; litt ich eine Kränkung, so heilte sie durch ihre Liebe meine Wunde, kurz, sie suchte mir die

Erde zum Himmel zu machen. Nach zwey Jahren gebahr sie mir eine Tochter, die uns unbeschreibliches Vergnügen machte und unser häusliches Glück ungemein erhöhte.

Der Fürst suchte das Unrecht, das er meinem Vater zugefügt hatte, dadurch zu ersetzen, daß er mich von einem Posten zum andern erhob. Er lud mich oft zu sich ein, und unterhielt sich zuweilen Stundenlang mit mir. Mit jedem Tage wuchs sein Vertrauen zu mir, und er gab mir rührende Beweise von Gnade. Dieß erregte den Neid mehrerer Höflinge; sie suchten mir zu schaden, belauschten jeden meiner Schritte, und forschten sorgfältig meine Schwächen aus. Allein die Gunst, in der ich bey dem Fürsten stand, war so groß, daß sie es lange nicht wagten, mit ihren Chikanen gegen mich aufzutreten. Uebrigens merkte ich ihre Absichten recht wohl, bedauerte ihr Herz, und

vertraute meiner Rechtschaffenheit. Wo ich etwas Gutes stiften konnte, that ich es; dieß Zeugniß, das mir jetzt mein Gewissen giebt, erheitert in meinem Alter meine Seele nicht wenig. Zwar wirkte ich bey weitem nicht so viel, als ich wünschte; allein dieß hing nicht von mir und meinem guten Willen ab. Auch der beste und geschickteste Mensch kann nicht immer Herr über die Umstände werden und sie seinem Willen unterordnen. Anfangs schmerzte mich dieß, aber allmählich wurde ich ruhiger; ich sah, daß die Sache nicht zu ändern, und daß dieß einmahl der Lauf des menschlichen Lebens und Wirkens sey.

Während ich in der Residenz das reinste Glück des häuslichen Lebens genoß, zog sich auf den Gütern meines Vaters ein Ungewitter zusammen, das bald über meinem Haupte stand, und mein Erdenglück zu zer-

trümmern drohte. Meine Eltern wurden krank. Ich schickte ihnen die besten Aerzte der Stadt zu, ich bath sie, alle Kunst anzuwenden, um die mir so theuern Leidenden beym Leben zu erhalten; ich fuhr mit meiner Laura zuweilen zu ihnen, und ließ nichts unversucht, sie dem Tode zu entreißen. Allein vergebens. Sie gingen beyde bald in eine andere Welt.

Dieser große Verlust drückte meinen Geist lange danieder; meine Geschäfte litten darunter; endlich nahm ich alle meine Kräfte zusammen und ermannte mich. Laura, die meinen Verlust eben so stark fühlte als ich, faßte sich auch; ihr frommer Sinn, ihre liebenswürdige Duldsamkeit, ihre stille Ergebung in den Willen der Vorsehung machte auf mich tiefen Eindruck, und forderte mich mächtig auf, mich auch zu beruhigen.

Laura fühlte dabey noch andere Leiden. Ihre Stiefmutter war eines der eitelsten Weiber und der größten Verschwenderinnen Italiens. Von ihrem Manne innig geliebt, stand ihr seine Casse zu jeder Zeit offen. Dieses Zutrauen mißbrauchte sie so gewissenlos, daß sie durch den entsetzlichen Aufwand, den sie machte, sein Vermögen so sehr schwächte, daß ihm nach wenigen Jahren nicht viel davon übrig blieb.

Laura wurde aufgefordert, ihren Vater darauf aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, der Verschwendung seiner Frau Grenzen zu setzen. Allein dazu wollte sich die zartfühlende Tochter nicht entschließen. Er ist mein Vater, sagte sie mir einmahl, ich sein Kind; dem Kinde geziemt es nicht, seinem Vater Vorstellungen dieser Art zu machen, besonders da sein eigenes Vermögen,

mit welchem er doch nach Willen umgehen kann, mit im Spiele ist.

Unterdeß hatte mich mein Fürst zu seinem Minister gemacht, und mir sein volles Zutrauen geschenkt. Dieß vermehrte die Zahl meiner Feinde und ihrer Anschläge gegen mich. Ich achtete ihrer nicht, und suchte auf meinem neuen Posten so viel Gutes zu wirken, als in meinem Vermögen stand. Es wäre mehr geschehen, hätte sich der Fürst durch mehr Selbstständigkeit und Festigkeit des Charakters ausgezeichnet. Allein daran mangelte es ihm sehr. Guter Wille war da, nur nicht Kraft und Beharrlichkeit genug, ihn auszuführen.

Ich hatte jetzt mehr als bisher eines vertrauten Freundes nöthig. Ein einziger Mann am Hofe — ich will ihn Lucian nennen — schien mir meines Vertrauens noch am würdigsten. Er hatte schon lange

danach gestrebt, und mir Beweise von seiner großen Achtung gegen mich zu geben gesucht. Jetzt näherte ich mich demselben, lud ihn zuweilen zu mir, unterhielt mich über Gegenstände von Wichtigkeit mit ihm, und entdeckte bald bey ihm ausgebreitete Kenntnisse und nicht gemeine Einsichten; auch sein Charakter schien mir nicht übel, wenigstens hielt ich ihn auch in dieser Rücksicht für den vorzüglichsten Mann unter allen am Hofe. Nach einigen Monathen waren wir die vertrautesten Freunde. In unsern Unterredungen kamen wir oft auf Staatsangelegenheiten zu sprechen; ich theilte ihm mehrere meiner Plane mit; er selbst machte mich auf dieses und jenes aufmerksam, was noch für die Verbesserung des Landes geschehen könnte, und ich arbeitete jetzt, unterstützt von seinem Rathe, mit vieler Heiterkeit und Entschlossenheit. Auf den Fürsten

selbst lenkte ich nie das Gespräch, und wenn Lucian auf ihn zu sprechen kam, gab ich, so oft es nur anging, der Unterredung eine andere Wendung. Ich kannte meine Pflichten gegen den Fürsten und sein mißtrauisches Wesen, und glaubte in Rücksicht seiner nicht behuthsam genug seyn zu können. Indeß entschlüpften mir ein paarmahl die Worte: Wenn der Fürst nur mehr Selbstständigkeit besäße! Lucian stimmte mit ein, und tadelte den Wankelmuth des Fürsten zu verschiedenenmahlen in den unvorsichtigsten Ausdrücken. Ich suchte sie zu mildern, Lucian aber blieb fest bey seiner Meinung.

Meine Laura hatte zu Lucian weniger Zutrauen. Sein Gesicht, sagte sie mir oft, deutet mir auf Versteckheit hin. Nimm dich in Acht, Vincentius, daß dich der Schlaukopf nicht in die Schlinge lockt. Ich suchte ihr Mißtrauen gegen meinen Freund zu schwä-

chen, nahm Lucian in Schutz, rühmte ihr das Gute, das ich bey ihm gefunden hätte; aber ohne Erfolg — sie blieb bey ihrer entschiedenen Abneigung gegen ihn.

So verging ein halbes Jahr. Eines Abends hörte ich an meinem Hause ein Geräusch und Geklirr von Waffen. Ich blickte zum Fenster hinaus, und sah meine Wohnung von Soldaten umzingelt. Bald klopfte jemand an meine Thüre, und es trat ein Officier mit einigen bewaffneten Männern herein. Er kündigte mir Arrest an; zeigte mir einen deßhalb an ihn erlassenen Befehl vom Fürsten vor, und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Laura kam dazu, und war vor Schrecken außer sich. Ich suchte sie zu trösten, und machte sie auf meine Unschuld aufmerksam. Sie faßte sich. Ich nahm von ihr rührenden Abschied und folgte, begleitet von einem reinen Gewissen,

dem Officiere an die Kutsche, die vor dem Hause stand und mich aufnahm.

Ich wurde auf eine nahe Festung gebracht und wie ein Staatsgefangener behandelt. Nach einigen Tagen erschienen drey obrigkeitliche Personen, die sich mit mir in eine Unterredung einließen und alles, was ich sprach, in das mitgebrachte Protocoll eintrugen. Unter andern thaten sie auch die Frage an mich: Ob ich nichts Böses gegen den Landesherrn geredet habe? Ich antwortete mit gutem Gewissen: Nein! Die Frage, ob ich dem Fürsten nicht mehr Selbstständigkeit gewünscht habe? beantwortete ich mit ja.

Nach einer Woche erschien ein Officier auf der Festung, und kündigte mir meine Freyheit an, meldete mir aber zugleich, daß ich von dem Fürsten meiner Stelle entlas-

sen, und auf meine Güter verwiesen worden sey.

Da lag ich nun von dem höchsten Gipfel der Ehre herabgestürzt. Der Gedanke, das Gerede der Stadt und des ganzen Landes, und der Spott meiner Feinde zu werden, griff meinen Ehrgeitz an, und schlug mich auf einige Augenblicke danieder. Aber ich faßte mich; ich dachte an meine Unschuld, an das gleiche Schicksal so vieler edlen großen Männer, und die Unruhe in meinem Innern legte sich; ich fühlte mich selbst, fühlte in mir Kraft, mich über die einseitigen Urtheile des großen Haufens wegzusetzen, und kehrte voll stillen Friedens zu den Meinigen zurück.

Meine Laura empfing mich, als einen von den Todten Auferstandenen. Sie hatte das Aergste befürchtet, und für mein Leben gezittert. In welches Entzücken wurde sie

durch meine Erscheinung gesetzt! Als ich ihr meinen Sturz meldete, und die Besorgniß an den Tag legte, daß sie vielleicht auf dem Lande, wohin ich jetzt verbannt wäre, sich nicht so glücklich als in einer großen Stadt fühlen werde, sank sie mir ans Herz, und sagte gerührt: Vincentius, hab ich nicht dich, hab ich nicht deine Liebe? hab ich nicht ein Kind? O was könnte mir auf dem Lande noch fehlen! Ziehe in eine Einöde von Afrika, ich werde dir willig folgen, und mich in deiner Liebe glücklich fühlen.

Diese Beweise von Zärtlichkeit und Ergebung rührten mich sehr, und ich dankte dem gütigen Himmel recht herzlich für eine so treffliche Gattinn. Wir bezogen bald eines unserer Güter, und lebten die frohsten Tage. Ach, wo Liebe und Vertrauen Leiden tragen hilft, da kann der Mensch mehr von Glück als Unglück sprechen. Gute

Laura, noch als Greis erinnere ich mich dankbar an die Liebe, mit der du mich über manche harte Schläge des Schicksals erhobst, und mich die Widerwärtigkeiten des Lebens vergessen machtest.

Sehr schmerzhaft war es für mich, da ich nach einiger Zeit die traurige Entdeckung machte, daß der Urheber meiner Entlassung aus dem Ministerium niemand anders gewesen sey, als — mein Freund Lucian. Der Heuchler hatte es nie redlich mit mir gemeint, er hatte sich bloß an mich gedrängt, um mich auszuforschen, und dadurch Mittel zu finden, mich von meinem Posten zu stürzen, und ihn dann selbst einzunehmen. Dieß war ihm nach Wunsch gelungen. Alles, was er von mir erfahren hatte, mißbrauchte er zu meinem Schaden, und brachte endlich den Fürsten, durch die Versicherung, ich habe ihn gelästert, dahin,

daß er mir meine Stelle nahm, und sie dem Unredlichen ertheilte.

Nicht der Verlust meines Postens, sondern daß ich mich in meinem Nachfolger so sehr getäuscht hatte, daß er — mein Freund — an mir zum Verräther geworden war — dieß war für mich schmerzhaft und niederschlagend. Laura erinnerte mich an ihr geäußertes Mißtrauen gegen den Verräther. Ich mußte ihr gestehen, daß sie richtiger gesehen habe als ich. Es erwachte in meinem Innern von neuem ein Argwohn gegen die Menschen, den nichts leichter hervorbringen und mehr nähren kann, als die herzerschütternde Erfahrung, auch von denen hintergangen worden zu seyn, die wir für unsre Freunde hielten.

Von dieser Zeit an war mir das Glück nie mehr recht günstig; ich hatte beständig mit Widerwärtigkeiten von mancherley Art

zu kämpfen; Leiden und Freuden bothen sich wechselsweise die Hand. Ich erfuhr dabey, daß in dem Menschen die Kraft liege, sich an alles zu gewöhnen. Mein Gemüth wurde nur selten aus seiner Ruhe gerissen; ich fügte mich in alle Lagen, in die ich durch die Umstände geworfen wurde, genoß die Freuden, die mich anlächelten, mit Mäßigung, und ertrug die Leiden, die mich und die Meinigen trafen, mit Geduld.

Meine Laura war wie ich gesinnt. Diese trefliche Seele zeigte bey so manchen unangenehmen Vorfällen des Lebens einen Muth, eine Standhaftigkeit, die ich dem weiblichen Charakter nie zugetrauet hätte; dabey überschritt sie nie die Grenzen der Weiblichkeit, nahm nie ein kaltes, hartes, männliches Wesen an, welches das schöne Geschlecht so übel kleidet, fühlte immer innig und stark, ohne sich doch ganz ihrem

Gefühle, ohne Zuziehung der Vernunft, hinzugeben.

Lauras duldender Sinn mußte eine sehr starke Probe bestehen. Ihr Liebling, unsre erstgeborne Tochter, starb. Ein Mann ist wohl nie im Stande, den Schmerz einer Mutter über so einen Verlust nachzufühlen. Der meinige über den Tod der Tochter war groß; wie groß mußte der der liebenden Mutter seyn! Einige Tage war sie auch wirklich keines Trostes empfänglich; aber so wie das Herz wieder ruhiger schlug, und die Vorstellungen der Vernunft mehr Gehör fanden, erhob sie ihre Seele über den Schmerz, suchte sie Trost und Beruhigung in der Religion, und fand beydes. Wie oft habe ich in meinem Herzen dem Himmel gedankt, daß er mich eine so edle Seele finden, und sie zu meiner Gefährtinn des Lebens wählen ließ. Man lästre mir nicht

die Schwachheit des Weibes, o es liegen in ihm die edelsten Kräfte, es ist einer Ausdauer und oft einer Aufopferung fähig, die man kaum Männern zumuthen darf!

Um das Gemüth meiner lieben Laura aufzuheitern, machte ich mit ihr eine Reise nach Rom. Hier, wo uns fast jeder Tritt an große Männer erinnerte, die auch verkannt wurden, und für ihre Verdienste den Undank des Staates ernteten, erhob sich unser Herz und jeder Ueberrest von Unmuth und Unzufriedenheit entwich aus unsrer Brust. Doch bald drohte ein neuer Dämon den Seelenfrieden meiner Laura zu stören. Wir fuhren nach der Villa ihres Vaters, und fanden sie in den Händen eines andern Römers. Die zweyte Frau des Marchese di Valeria hatte durch ihren fürstlichen Aufwand diesen wackern Mann um alle Besitzungen gebracht, und da er nichts mehr übrig

hatte, als Schulden, sich von ihm scheiden lassen. Wir suchten seinen jetzigen Aufenthalt auszuforschen, und erfuhren, daß er auf einem zwey Meilen von Rom entfernten Landgute eines Freundes lebe. Wir begaben uns zu ihm, und fanden ihn in einer kümmerlichen Lage. Sein Anblick war für mich, noch mehr aber für seine ihn zärtlich liebende Tochter herzangreifend. Er hatte Lauras jüngere Schwester bey sich, ein liebenswürdiges Mädchen. Wir brachten ihn nach vieler Mühe endlich dahin, daß er mit uns kam, und Mitglied unsers Familienkreises wurde. Von allen seinen Gütern war ihm kein einziges geblieben, er war, im vollkommensten Sinne des Wortes, durch seine verschwenderische Frau zum armen Manne geworden.

Drey Jahre lebten wir in traulicher Einigkeit, und genossen manche Freuden, die

durch zuweilen eintretende Leiden uns noch werther und theurer wurden. Auf ein Mahl strahlte mich das Glück von neuem an. Mein verrätherischer Freund, Lucian, fiel in Ungnade. Er hatte manche Schleichwege eingeschlagen, um sich in der Gunst des Fürsten zu erhalten, und seine Habsucht zu befriedigen. Der Fürst kam dahinter, entsetzte ihn seiner Würden, und befahl, diesem treulosen Diener des Staates alle Besitzungen wegzunehmen. Als ein halber Bettler kam er zu mir, that mir einen Fußfall, und bath mich um Verzeihung. Ich hob ihn auf, und versprach, mich nie an ihm zu rächen. Ich unterstützte ihn, und er setzte seine Wanderung weiter fort. Nach einem Jahre meldeten die Zeitungen, daß er sich eine Kugel vor den Kopf geschossen habe.

Unterdeß war Laura zum zweyten Mahle Mutter geworden, und hatte einen mun-

tern Knaben geboren, dem wir den Nahmen meines Vaters, Adelphonso, beylegten. Mutterfreuden sind die schönsten und süßesten Freuden des Lebens, und meine Laura erwachte bey ihrem Genusse zu einem neuen, heitern Leben. Adelphonso war gesund und stark und versprach einen tüchtigen Mann.

Eines Tages, da ich mit Laura und meinem kleinen Adelphonso in dem Garten, der dicht an unserer Wohnung lag, spazieren ging, fuhr eine Kutsche vor, und ich wurde in das Haus gerufen. Wie erstaunte ich, als ich in meinem Zimmer — den Fürsten erblickte. Er kam mir mit mildem Ernste entgegen, reichte mir die Hand und sagte mit Würde: Coglia, ich habe Sie verkannt; Wir müssen wieder Freunde werden; verzeihen Sie das Unrecht, das Ihnen widerfahren ist.

Ich war gerührt — ich dankte dem Fürsten für seine Gnade — ich vergaß alles, was vorgefallen war. Er trug mir meine alte Stelle an, und that dieß auf eine so einnehmende, für mich ehrenvolle Weise, daß ich seinen Antrag, ohne mich lange zu bedenken, annahm, und mich von neuem in den Strudel des unruhigen, gefährlichen Hoflebens stürzte. Mein Empfang in der Residenz war mit vielem Pompe verbunden, der Fürst that alles, um mich wieder ganz auszusöhnen, er gab mir Beweise von unbedingtem Vertrauen, und erweiterte immer mehr meinen Wirkungskreis.

An Neid und Mißgunst, an Cabalen und Verläumdungen fehlte es nicht, man suchte meine Thätigkeit zu hemmen, durch Pasquille und andere Kränkungen meinen Geist niederzuschlagen und mein Herz zu erbittern. Allein das Bewußtseyn der erfüll-

ten Pflicht erhielt meinen innern, der Schutz des Fürsten meinen äußern Frieden. Oft erdrückten mich beynahe meine Geschäfte; nur der Gedanke, daß ich nicht ohne Erfolg wirke, richtete mich auf, und gab mir Muth. Laura mischte sich nie in meine Berufsarbeiten, hatte aber dadurch einen großen Einfluß auf ihr Wohlgelingen, daß sie mich durch ihre Liebe und Zärtlichkeit und ihre verständige Leitung der häuslichen Angelegenheiten zu meinen Geschäften sehr aufheiterte, und meine muntre Laune nährte.

So verschwand eine lange Reihe von Jahren. Mein Schwiegervater starb, bald nach ihm folgte die jüngere Schwester meiner Gattinn, die als Braut eines reichen Cavaliers an den Folgen einer Erkältung starb. Der Fürst entzog mir sein Vertrauen nie wieder. Auf seinem Krankenbette dankte er mir einmahl herzlich für die ihm ge-

leisteten Dienste. Er starb, und ich drückte ihm die Augen zu.

Bald nach seinem Tode zog sich über meinem Haupte ein schreckliches Ungewitter zusammen. Sein Nachfolger ließ mehrere, die seinem Vorfahren treu gedient hatten, in finstre Kerker werfen, ihre Güter einziehen, und sie des Landes verweisen. Unter diesen unschuldigen Opfern befand ich mich auch. Ich ward in einer Nacht meiner Familie entrissen, in ein elendes Gefängniß gebracht, in Fesseln gelegt, und drey Monathe lang als der ärgste Verbrecher behandelt.

Laura litt viel bey meinem unverschuldeten Unglücke. Sie that dem Fürsten einen Fußfall, und bath um meine Freyheit; er würdigte sie keiner Antwort; sie flehte ihn um die Erlaubniß, mich in meinem Kerker besuchen zu dürfen; auch diese Bitte

ward ihr nicht gewährt. Endlich wurde über mich das Endurtheil gefällt. Ich verlor alle Güter, und mußte für immer mein Vaterland verlassen. Laura schloß mich, als ich aus dem Gefängnisse zurückkehrte, mit Innigkeit in ihre Arme, und war sehr gefaßt. Vincentius, sagte sie tröstend, man hat uns alles genommen; aber wir selbst sind uns geblieben. O laß uns ruhig dulden! Liebe und Vertrauen werden uns aufrecht erhalten! Lieber, lieber Gatte! alles kann ich missen, wenn Du mir nur bleibst.

Ich wurde durch Lauras edlen Sinn zu Thränen gerührt. Wir lagen uns lange an der liebenden Brust. — Mit wenigen Habseligkeiten, aber mit einem starken, beseligenden Glauben an Gott und gute Menschen verließen wir Italien, und begaben uns nach Deutschland, wo unser Sohn, der damahls im zwanzigsten Jahre stand, Kriegs-

dienste nahm. Wir lebten sehr eingezogen. Laura hatte sich in dem älterlichen Hause nicht geschämt, verschiedene weibliche Arbeiten zu erlernen; dieß that uns in unserer jetzigen Lage trefliche Dienste, und wir wünschten oft, daß doch ja kein Mädchen aus den höheren Ständen sich in weiblichen Geschäften und Fertigkeiten vernachläßigen möchte! —

Ich ertrug mein Schicksal mit Ergebung; Laura erleichterte mir es sehr. Doch, ach! bald schlug die Stunde der Trennung. Unser Sohn fiel in einer Schlacht; die Nachricht davon machte auf meine Gattinn einen zu starken Eindruck; sie ging einen Monath darauf in ein besseres Leben, und ich blieb so einsam in Gottes Welt dastehen. Man erlaubte mir, sie an einem kleinen Wäldchen, in welchem sie gern weilte, zu begraben. Ich baute mir in der Nähe eine

Hütte, wo ich meine übrigen Tage in stiller Betrachtung zu verleben beschloß.

Das Grab meiner Laura besuche ich zuweilen mit einem dankbaren Herzen, und verlasse es nie ohne innige Rührung. Zuweilen erhalte ich Besuche von guten Menschen aus der umliegenden Gegend. Ich fühle, daß ich meiner Auflösung nahe bin, und sehe ihr mit Freudigkeit entgegen, denn ich hoffe viele geliebte Seelen wiederzufinden.

XV.

Erinnerung an Elise.

Ich denke dein, wenn fern auf Deutsch-
lands Fluren
Mein Auge weilt, mein warmer Busen schwillt,
Und die Natur für edlere Naturen
Im Lenze ihren sanften Reitz enthüllt.

Dein denk' ich, wenn am grünen Saalgestade
Der Brust ein wehmuthsvolles Ach entschwebt;
Wenn beym Getön der fröhlichen Ballade
Mich sanft dein holdes, frommes Bild erhebt.

Ich denke dein, bey mildem Rosenschimmer
Aurorens, wenn in stiller Majestät

Nach halb erloschnem falben Sterngeflimmer
Die Himmlische am Horizonte steht.

Ich denke dein, wenn froh am heitern Tag
Mein Fuß mich über Wies' und Hügel trägt,
Wo ruhig seines Daseyns Glück und Plag
Gedankenvoll der ew'ge Geist erwägt.

Dein denk' ich, wenn, entflohn dem Stadt-
getümmel,
Mein Herz des stillen Dörfchens Freude theilt,
Und in der strohnen Hütte, wie im Himmel,
Bey edeln Seelen, wie bey Göttern, weilt.

Ich denke dein, wenn Jubellieder schallen,
Und frohe Seelen sich der Freude weihn;
Beym wehmuthsvollen Lied der Nachtigallen,
Am Schattenquell gedenk' ich, Freundinn, dein.

Ich denke dein bey milder Abendröthe
Am Erlenbach, bey blassem Mondenschein;

Und wann ich knieend in dem Haine bethe,
Gedenk ich, andachtsvolles Mädchen, dein.

Ich denke dein bey hehrer Abendstille,
Elise, du des trauten Städtchens Ruhm;
Dein, wandelt einst, entschwunden seiner Hülle,
Mein Geist im heiligen Elysium.

Verschwindet einmahl alles, was ich habe,
Verschwindet selbst der bittern Trennung Pein;
So flüstre ich, weinst du an meinem Grabe,
Verklärt dir, Theure, zu: Ich denke dein.

XVI.

Die Wahnsinnige.

Fremden Kummer, fremde Schmerzen
Lindre mit bescheidnem Herzen!

An einem schönen Sommermorgen war eben die freundliche Sonne aufgegangen, als Ernst Runde in Franz Mildaus Stube trat, und ihn mit einer herzlichen Umarmung und einem Freundschaftskusse begrüßte. Ich bin fertig, sprach er zu seinem Freunde Franz, der sich in Familienangelegenheiten in dem Städtchen Heimthal aufhielt, und nach einigen Tagen

wieder in die Arme rechtschaffener Eltern und eines wackern Bruders zurückeilen wollte. In Ernst Runde hatte er einen liebenswürdigen jungen Mann gefunden, Zutrauen zu ihm gefaßt und ihm bald sein Herz geschenkt.

Nur noch die Sporne habe ich anzulegen, sagte Franz Mildau, dann bin ich auch fertig, und wir können sogleich abreiten.

Die Freunde hatten beschlossen, vor ihrer Trennung noch ein kleines Städtchen zu besuchen, das vier Meilen von Heimthal entfernt, und in einer der reitzendsten Gegenden Deutschlands lag. Beyde waren warme Freunde der schönen Natur, und wollten daher einen Tag an jenem Orte im Genusse ihrer Anmuth und Schönheit zubringen, und dadurch gleichsam den Bund ihrer Seelen besiegeln.

Sie ritten ab. Was Natur und Freundschaft ihnen gerade eingab, sprachen sie, und ihre Unterhaltung auf dem Wege war daher lebhaft und herzlich. Franz Mildau kam auf seine Eltern und seinen Bruder zu sprechen. Er rühmte das vortreffliche Herz der ersten und die Bravheit und das feine sittliche Gefühl des letzten. Ich liebe ihn mit ganzer Seele, sagte er, er verdients, dein Freund zu seyn, Runde! Wie sehr freue ich mich auf sein Wiedersehn! Doch weiß ich nicht, was mit ihm vorgegangen seyn muß. Er soll, wie mir mein Vater schreibt, seit einiger Zeit sich sehr verändert haben, die Einsamkeit mehr als sonst suchen, und seine Seele soll oft mit einer düstern Melancholie umzogen seyn!

So sprachen die Freunde, als sie sich unvermerkt einem Dorfe näherten, dessen Häuser mit grünen und blühenden Bäumen

rings umgeben waren, und nur mit ihren Gipfeln, die zwischen den Bäumen heimlich hervorragten, sich bemerkbar machten.

Welch' eine unvergleichlich schöne Landschaft! riefen die Freunde entzückt aus, und beschlossen, ein Paar Stunden in diesem Dorfe zu verweilen. In der Nähe lag an einem kleinen Hügel ein anmuthiges Wäldchen, welches sie vorzüglich anlockte.

Sie stiegen ab, nahmen ein einfaches Frühstück ein, und begaben sich darauf in den kleinen Hain. Das freudige Zwitschern der Vögel, der stärkende Duft der Blumen, die Frische der Bäume und aller Gewächse, die holde Sonne, die sich gleich einer lauschenden Freundinn durch die Zweige stahl, und den Pfad der wandelnden Freunde stellenweise erhellte, dieß alles erfüllte ihre Seele mit einer Heiterkeit, die an Freudigkeit grenzte, und die wohlgestimmten Freunde

sich näher brachte. Sie fielen sich an die Brust, sie küßten sich, und fühlten in stummer Umarmung die hohen Freuden der Natur und die unnennbare Wonne der Freundschaft.

O wäre doch mein Bruder, wäre Karl hier! rief endlich Franz Mildau. Und meine Schwester, Lotte! rief Ernst Runde.

In diesem Augenblicke sahen sie einige Schritte weit eine weibliche Gestalt vor sich, die aus einem Gebüsche schüchtern hervorgetreten war, und auf dem Fußsteige, den die Freunde gingen, stehen blieb. Sie konnten ihr nicht füglich ausweichen. Ueberdieß zog sie ein eigenes, wunderbares Wesen an dieser Gestalt an, und sie traten ihr näher.

Freund! sagte Franz Mildau, was ist dieß für eine wunderbare Erscheinung! Es liegt etwas Ungewöhnliches auf ihrem Gesichte. Sieh' nur, wie matt sie ihre Au-

gen danieder schlägt, mit welcher Wehmuth sie ihre Hände faltet und etwas leise vor sich spricht!

Die Freunde blieben stehen, und betrachteten mit Befremden das seltsame Wesen. Es war ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Ihr Gesicht trug unverkennbare Spuren von ehemahliger Schönheit; jetzt waren ihre Wangen blaß und eingefallen, ihre Züge etwas verzerrt, ihre blauen Augen trübe und düster. Finstre Schwermuth lag über ihr ganzes Wesen verbreitet.

Franz! sprach Ernst Runde mit leisem Tone inniger Theilnahme, das ist eine Unglückliche. Laß uns ihr näher treten.

Die Freunde traten ihr ganz nahe. Guten Morgen, schönes Kind! sagte Franz Mildau freundlich und sanft.

Bey diesen Worten fuhr ihr ein sichtbarer Schrecken durch die Glieder. Ihr gan-

zer Körper schien erschüttert. Sie schlug die Hände zusammen, rief angstvoll: ach! ach! kehrte sich schnell um, und sprang ins Gebüsche. Einige Schritte weit blieb sie wieder stehen. Ihr Haupt war mit Blumen unordentlich bekränzt, und an ihrem rechten Arm hing ein kleines geflochtenes Körbchen. Sie bückte sich nach einigen Blumen, pflückte sie, flocht ein Paar in ihre Haare, die übrigen that sie ins Körbchen. Dieß schien ihr Gesicht aufzuheitern. Doch auf ein Mahl schwand, gleich dem Sonnenstrahl, den eine schwarze Wolke umhüllt, ihr freundliches Wesen. Die tiefste Betrübniß, der grimmigste innere Schmerz drückte sich in ihrem Gesichte ab. Sie riß, unter krampfhaften Bewegungen, die Blumen von ihrem Haupte, eine nach der andern; faßte jede mit beyden Händen, besah sie, und zerriß sie

dann mit leisem Wehklagen. Mit bebender Stimme sang sie dabey:

Fahret, schöne Blümchen, hin;
Traurig ist mein Sinn;
Blaue Veilchen fahret hin;
Traurig ist mein Sinn.
Wenn ich einst vollendet habe,
Blühet dann auf meinem Grabe,
Fahret, fahret, schöne Blümchen, hin;
Ihr erheitert nicht den trüben Sinn.

Sie sang mit einer so herzergreifenden Wehmuth, daß die beyden Freunde nicht gerührt, sondern tief erschüttert wurden. Thränen drängten sich in ihre Augen, herzliches Mitleid mit der armen Unglücklichen erfüllte ihre Brust; der Wunsch, dem bedauernswürdigen Mädchen zu helfen, ergriff die Seele beyder.

Die Blumen waren alle zerrissen. Die aufgelösten Haare der Unglücklichen wurden von sanftwehenden Lüften zerstreut, und gaben ihr ein noch traurigeres Ansehen. Mit stieren Blicken sah sie um sich, sprang dann plötzlich aus dem Gebüsche auf den Fußsteig, und reichte Franz Mildau die Hand. Er streichelte sie sanft. Sie sah ihn mit forschendem Blicke an, gleich als erwarte sie von ihm eine ersehnte Nachricht. Mildau konnte vor Rührung kaum die Worte: Gutes, liebes Mädchen! vorbringen. Mit unverwandtem Auge sah sie ihn noch eine Zeit lang an; ihre Glieder fingen darauf an zu zucken; ihr Herz schlug laut und unordentlich; Franz gerieth in Verlegenheit, denn er besorgte, die Unglückliche möchte vor ihm niedersinken. Zu seiner Beruhigung kam ein altes Mütterchen aus dem Dorfe herzu. Ach, da ist sie ja, rief sie. Der Herr Pfarrer

suchte sie schon länger als eine halbe Stunde. Karoline! wo geht Ihr wieder herum? Euer Vater ist Euretwegen in großer Angst.

Die Wahnsinnige horchte auf. Der Vater! der Vater! rief sie, und wendete sich nach dem Dorfe um. Aber dann ergriff sie wieder Mildau's Hand und sah ihn bittend an. Er verstand sie nicht.

Sie bittet Sie um einen Brief, sprach jetzt leise das alte Mütterchen; haben Sie nicht ein Papier bey sich, das Sie ihr zum Scheine geben könnten?

Mildau suchte in der Tasche nach. Er fand einen Brief von seinem Bruder darin, den er der Unglücklichen reichte.

Sie schlug die Hände zusammen und zitterte vor Freuden. Ach! rief sie mit süßer Wehmuth, nachdem sie den Brief entfaltet hatte, ohne weiter darin etwas gelesen zu haben, er lebt! hier stehts deutlich, er lebt!

er ist gesund! er ist mir noch gut! er liebt mich noch! Sie küßte den Brief, und benetzte ihn mit ihren Thränen. Susanne (indem sie sich zur Bäuerinn wandte) hört nur, was er mir schreibt: „Gute Karoline, ich bin vor zwey Wochen im Himmel gewesen, da habe ich mit Deinem lieben Vater gesprochen; auch mit Deiner Mutter. Sie grüßen Dich zärtlich. Ich befinde mich wohl, ich denke oft an Dich, wenn ich wache und schlummere, ich wünsche, Du wärst bey mir, denn ich habe Dich lieb, über alles lieb!"

Sie faßte jetzt von neuem Mildaus Hand, küßte sie, und schien ihm damit für den ihr so angenehmen Brief danken zu wollen. Ihr Gesicht hatte dabey alle Verzerrungen verloren; eine melancholische Anmuth lag darauf, ihr schönes, blaues Auge war munterer und strahlte innige Freude.

Mildau streichelte ihre Wangen, und wollte eben etwas zu ihr sprechen, als der Prediger des Dorfes erschien, und sich nicht wenig wunderte, das unglückliche Mädchen in dieser Gesellschaft zu finden. Sie erblickte ihn kaum, als sie ihm auch mit Freuden entgegen sprang. Ein Brief! ein Brief! rief sie. Er lebt, er ist gesund, er liebt mich noch!

Mit einem ungemein liebreichen Wesen faßte sie der Prediger, ein Mann von mittlerem Alter und vieler Würde, bey der Hand, und sagte in liebevollem Tone zu ihr: Das sag' ich dir ja immer, liebe Karoline, daß ich glaube, er sey noch gesund, und liebe dich noch immer. Mußt es nur auch glauben, und dich nicht abhärmen. Sieh, liebe Tochter, hier habe ich für dich deine Lieblingsblümchen, ein Paar Vergißmeinnichtchen, gepflückt. Stecke sie an deinen

Busen; sie lassen dir sehr gut, besonders jetzt, da du das reine weiße Kleid anhast. Du bist heute einmahl wieder vergnügt; so hab ich es gern, meine liebe Tochter. Zu Hause sollst du einen artigen Zeitvertreib finden.

In diesem sanften Tone sprach der Prediger noch weiter. Er ließ sich dann mit den zwey Freunden in ein Gespräch ein, und freute sich so sehr, in ihnen junge Männer von tiefem Gefühl für fremdes Wohl und Weh zu finden, daß er sie mit aller Herzlichkeit einlud, ihn in seine Wohnung zu begleiten, und mit ihm ein einfaches Mittagsmahl zu verzehren. Die Freunde nahmen seine Einladung an, und Karoline schien darüber sehr erfreut.

Als man in der Pfarrwohnung ankam, in der eine gefällige Ordnung und Reinlichkeit herrschte, führte der Prediger Karoli-

nen in ein kleines, freundliches Kabinett. Hier lagen mehrere Puppen und daneben niedliche Kleider für sie. Die Wahnsinnige schlug bey ihrem Anblicke freudig die Hände zusammen, bewunderte die schönen Kleider, küßte die Puppen, sang ihnen vor, und setzte sich hin, um sie anzukleiden.

Unterdeß führte der Prediger seine Gäste in den Garten, und da Franz Mildau den Wunsch verrieth, einigen Aufschluß über Karolinens Schicksal zu erhalten, so erzählte er ihnen im Vertrauen ganz kurz ihre Geschichte.

Das unglückliche Mädchen, sprach er, ist von reichen Eltern geboren. Sie war ihr einziges Kind, und wurde von ihnen mit Liebe und Zärtlichkeit überhäuft. Die Mutter wandte alle Mühe auf ihre äußerliche Ausbildung; sie wollte, daß aus ihr ein schönes liebenswürdiges Mädchen werde. Alle

Kunst wurde aufgebothen, die Reitze, die sie von der Natur erhalten hatte, nicht nur zu bewahren, sondern auch zu erhöhen. Selbst in ihren älteren Jahren durfte sie nur mit einem feinen, kleinen silbernen Löffel essen, um einen schönen kleinen Mund zu behalten. Durch dergleichen übertriebene Künsteleyen wurde Karoline verzärtelt, und zu einem eitlen Mädchen gemacht. Ihr guter Verstand, ihr weiches, liebevolles Herz und ihr reines, zartes Gefühl gewannen aller Herzen für sie; aber ihre Eitelkeit, die mit jedem Tage wuchs, und zu der sich bald ein zuweilen eintretender Eigensinn gesellte, entfernte auch bald wieder diese Herzen von ihr; man konnte ihr zwar ihre guten Eigenschaften nicht streitig machen, aber um desto größer war der Widerwille gegen sie und ihr eitles Wesen. Sie hatte unter ihrem Geschlechte nicht eine einzige Freundinn,

alles war ihr gram, denn jede hielt sich durch Karolinens Eitelkeit an ihrer eigenen gekränkt. Sie bemerkte dieß bald; es that ihr innerlich weh; indeß, die Reichthümer ihres Vaters, der alle ihre Wünsche befriedigte, gaben ihr die größte Unabhängigkeit von andern, und sie ließ dieß ihren Feindinnen oft fühlen. Doch lange sollte es so nicht bleiben. Mehrere Unglücksfälle raubten dem Vater das Vermögen. Er sank in tiefe Armuth. Nach einem Jahre starb er vor Gram über sein Unglück, und wenige Wochen darauf folgte ihm auch seine Gattinn nach.

Karoline stand nun allein da, verlassen und verspottet von allen. Dieß schmerzte sie tief, und sie verfiel in eine düstre Schwermuth, die nahe an Wahnsinn grenzte. Sie war gezwungen, ihre Zuflucht zu einer weiten Anverwandten zu nehmen, die auf dem

Lande kärglich lebte, und ehemahls von Karolinen und ihren Eltern ganz übersehen wurde. Hier lebte sie ein Paar Monathe in der größten Eingezogenheit, und betrauerte den Verlust ihrer ehemahligen Glückseligkeit, als ein junger Reisender sie kennen lernte, lieb gewann, und ihren Zustand durch seine Theilnahme und Liebe erleichterte. Ihr Wahnsinn, (denn in diesen hatte sich endlich ihre tiefe Schwermuth verwandelt,) verschwand jetzt, und nur selten äusserten sich Spuren davon. Der junge Mann, dessen Nahmen ich, aus verschiedenen Rücksichten, nicht nennen darf, gab ihr neues Leben, beschenkte sie reichlich, und ließ sie ihre Noth völlig vergessen. Sie hing mit ganzer Seele an ihm. Er verdiente es; denn er soll ein Jüngling von dem edelsten Herzen und den liebenswürdigsten Sitten gewesen seyn. Auf ihn war nun ihre ganze Hoffnung ge-

baut; er war ihr Trost, ihr Rathgeber, ihr Alles auf der Welt. Nach einigen Monathen sollte er durch das Band der Ehe mit ihr vereinigt werden. Ach da kehrten zum Unglück Karolinens alte Fehler, ihre Eitelkeit und ihr Eigensinn, zurück. Der Bräutigam wird dieß inne, und ändert, wiewohl mit sichtbar schwerem Herzen, seinen Entschluß, meldet ihr schriftlich, daß aus seiner Verbindung mit ihr nichts werden könne, und nimmt von ihr für immer einen rührenden Abschied.

Dieß erschütterte ihr ganzes Wesen so sehr, daß sie bald darauf von neuem in einen noch heftigern Wahnsinn verfiel. Ihre Anverwandte hat sie seit zwey Wochen meiner Sorgfalt anvertraut. Ich thue für ihre Herstellung so viel in meinen Kräften steht. Ihr Wahnsinn hat sich merklich gemildert. Sie ist zuweilen ganz frey davon, und un-

terhält sich mit mir sehr verständig. Frey- lich, wenn ihre Gedanken auf ihren Bräu- tigam fallen, kehrt das Uebel sogleich wie- der. Sie will fast täglich Briefe von ihm lesen; dann darf man ihr nur das erste be- ste Papier reichen, und sie ist befriedigt, denn sie glaubt darin eine Zuschrift von ihm zu lesen. Ich bin überzeugt, daß seine Ge- genwart sie bald völlig gesund machen könn- te, auch würde er ohne große Gefahr sich mit ihr verehelichen können; ich zweifle gar nicht, daß sie, bey einer vernünftigen Be- handlung von seiner Seite, ihre Fehler all- mählich ablegen, und die beste Gattinn wer- den würde. Tritt ihr Wahnsinn ein, so beschäftigt sie sich am liebsten mit Puppen; auch macht es ihr Freude, Blumen zu pflücken, ihre Haare damit zu durchflechten, und sie dann zu zerreißen. Sie hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihr einige ge

reimte Zeilen aufsetzte, die sie dabey gewöhnlich singt.

Die beyden Freunde nahmen an dem Unglücke des armen Mädchens herzlichen Antheil, und brachten noch einige Stunden in der Gesellschaft des wackern Religionslehrers zu. Er wollte Karolinen den Brief, den sie von Mildau erhalten hatte, ablocken; allein sie war nicht zu bewegen, ihn zurückzustellen. Lassen Sie es gut seyn, sagte Franz, der Brief ist von meinem Bruder, und enthält nichts, was nicht jedermann lesen dürfte. Sie mag ihn immer behalten.

Mit stiller Wehmuth und gerührt durch des würdigen Predigers gütiges Betragen gegen sie und Karolinen, schieden die zwey Freunde von ihm. Sie mußten sich leise, und von der Unglücklichen unbemerkt fortschleichen, denn der Prediger besorgte nicht ohne Grund, daß sie in ihre Abreise nicht

willigen würde, da sie, besonders für Franz Mildau, sehr eingenommen schien.

Nach Verlauf einer Woche verließ Mildau Heimthal, nachdem er hier die Angelegenheiten seiner Familie in Ordnung gebracht hatte. Ein halbes Jahr war ihm an diesem freundlichen Orte verflossen, er trennte sich daher nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl von seinen hiesigen Freunden, besonders seinem geliebten Ernst Runde. Karolinens trauriges Schicksal beschäftigte auf dem Wege sehr oft seine Seele, häufig schwebte sie ihm vor, wie sie in dem kleinen Walde die Blumen aus ihren Haaren nahm und zerriß; traurig klangen in seiner Brust die Worte wieder, die sie sang: „Fahret, schöne Blümchen, hin!" Schade, Schade um dieses unglückliche Wesen, sagte er zu wiederhohltenmalen, was hätte nicht aus dem armen Mädchen werden können!

Mit lauter Freude ward Franz von seinen Eltern, mit stiller von seinem Bruder aufgenommen. Daß diesem etwas am Herzen liege, sah er ihm gleich in den ersten Augenblicken an. Er war nicht mehr der heitere Jüngling, wie sonst; ein Zug von innerer Unruhe und Melancholie war zum Hauptzuge in seinem Gesichte geworden. Ihn so gerade hin um die Ursache seines Kummers zu fragen, hielt Franz für unräthlich; er wollte lieber eine schickliche Gelegenheit dazu abwarten. Diese fand er bald. Nach einigen Tagen machte er mit ihm an einem schönen Morgen einen Spaziergang. Man stand auf einem Hügel, sah mit Freuden auf die anmuthige Landschaft hinab, und ergoß sich in einzelne Ausrufungen über die Schönheiten der Natur. Karls Herz konnte für brüderliche Theilnahme nicht besser gestimmt, zu vertraulichen Herzenser-

gießungen nicht aufgelegter seyn, als in diesen Augenblicken!

Bruder, sagte Franz, indem er ihm treuherzig die Hand schüttelte, und ihn in seine Arme zog, Bruder, dir liegt etwas auf dem Herzen; ein heimlicher Gram nagt an deiner Seele; nicht wahr, lieber Bruder, ich habe recht? — Du schweigst. O Karl, wir waren immer offen gegen einander, keiner hatte je vor dem andern ein Geheimniß, laß dieses brüderliche Zutrauen auch in Zukunft unter uns statt finden! Entdecke mir, Lieber, was dir fehlt? Kann ich nicht helfen, so kann ich doch theilnehmen.

Karl war einige Augenblicke unentschlossen. Mit forschendem Blicke sah er seinen Bruder an. Ich will es dir vertrauen, sagte er endlich. Sieh, Franz, ich glaube, daß ein liebenswürdiges Wesen durch mich unglücklich gemacht worden ist. Dieser Ge-

danke läßt mir keine Ruhe; er verfolgt mich überall. — Du scheinst zu staunen. Höre mich weiter. Als ich dich vor drey Monathen in Heimthal besuchte, lernte ich auf meiner Rückreise ein Mädchen von einnehmender Gestalt und anziehenden Sitten kennen. Ich gewann es lieb, und wählte es zu meiner Gattinn. Doch bald entdeckte ich an ihr so manches, was mir nicht gefiel, — Eitelkeit und Eigensinn. Ich trennte mich von ihr mit schwerem Herzen. Vor einigen Wochen höre ich, daß sie darüber wahnsinnig geworden sey, und vielleicht nicht mehr lebe. Das ist die Ursache meines Grams, meiner Unzufriedenheit mit der Welt und mit mir selbst. O hätte ich doch nicht so voreilig gehandelt! Ich habe ihr vielleicht Unrecht gethan! Sie war vielleicht besser, als ich dachte.

Franz konnte sich bis dahin kaum halten; mehrmahls wollte er seinen Bruder unterbrechen und ihn mit dem, was er wußte, bekannt machen. Karl, rief er, nachdem dieser ausgeredet hatte, hieß das Mädchen Karoline? So hieß sie, antwortete dieser. — O dann lebt sie noch und kann durch dich noch glücklich werden. Karl fuhr freudig auf. Wirklich, rief er, lebt sie wirklich? Wo lebt sie? Hast du sie gesehen? Rede, Bruder, rede! Gott, wenn sie noch lebte! wenn du wüßtest, wo sie sich aufhält!

Ich weiß es allerdings! versetzte Franz, und erzählte alles, was er von Karolinen wußte. Karl äußerte darüber eine grenzenlose Freude. Was soll ich nun thun? fragte er endlich. Was du thun sollst, Bruder? erwiderte Franz, hineilen zu ihr und dadurch die Wunden des Mädchens heilen,

ihr den Verstand und sie der Welt und dem Leben wiedergeben.

Karl legte seinem Vater mit aller Offenherzigkeit die Sache vor. Dieser schüttelte den Kopf. Mein Sohn, sagte er, nur vorsichtig zu Werke gegangen! Das Mädchen ist krank, ist an Körper und Geist zerrüttet, und du willst sie zu deiner Gattinn wählen? Dazu kann ich meine Einwilligung nicht geben.

Aber wenn sie wieder gesund, wieder ganz hergestellt ist? sprach der bescheidne Sohn.

Dann will ich deinem Herzen weiter keinen Zwang anthun, antwortete der rechtschaffene Vater.

Karl eilte mit Franzen noch diesen Tag nach dem Dorfe, wo Karoline sich aufhielt. Sie erreichten den Tag darauf den Garten des Predigers, und erblickten darin eine

Gestalt sich hin und her bewegen. Karln pochte das Herz. Das ist sie vielleicht! sagte er leise. Unbemerkt kamen sie an das Geländer. Es war wirklich Karoline. Ihr weißer Anzug und einige Vergißmeinnichtchen an der Brust erhöhten ihre Reitze; eine schneeweiße Taube mit einem röthlich schillernden Halsringe und einem niedlichen schwarzen Schüppchen auf dem Kopfe saß auf ihrer rechten Schulter und schnäbelte sie; Ruhe lag auf ihrem Gesichte und jede Spur von Wahnsinn war davon verschwunden. Karl wollte in den Garten; Franz hielt ihn zurück. Die plötzliche Freude könnte ihr schaden, sagte er, laß uns vorerst zu dem Pfarrer.

Der Prediger war freudig überrascht als er Franzen in seine Stube treten sah. Er nahm ihn auf die Seite und sagte sehr vergnügt: Lieber Freund, Sie haben Karo-

linen gerettet! Der Brief, den sie von Ihnen erhalten hat, ist, wie Sie sagten, von Ihrem Bruder. Er war ihr ehemahliger Geliebter. Sie erkannte in einer Stunde, wo sie bey Verstande war, seine Hand; dieß brachte die wohlthätigste Wirkung hervor. Seitdem ist ihr Uebel erst ein einziges Mahl, und zwar sehr geschwächt, wieder gekommen; ich hoffe, sie bald ganz hergestellt zu sehen.

Das hoffe ich auch, sagte Franz in einem freudigen, zuversichtlichen Tone; denn der, der ihr helfen kann, ist da; mein Begleiter ist — mein Bruder.

Der Prediger umarmte beyde mit Innigkeit. Karoline ward gehörig vorbereitet und Karl ihr dann vorgestellt. Es gab eine unbeschreiblich rührende Scene. Das holde Mädchen erwachte gleichsam zu einem neuen

Leben; denn der, den sie auf der Welt über-alles liebte, war bey ihr.

Den Tag darauf ward eine Spazierfahrt nach Heimthal veranstaltet, und Ernst Runde sehr angenehm überrascht. Karl beredete den würdigen Prediger, ihn mit Karolinen zu seinen Eltern zu begleiten. Er thats. Karoline machte auf den alten Mildau und seine Frau einen vortheilhaften Eindruck; sie behielten sie in ihrem Hause, und willigten nach einem Vierteljahre, während welcher Zeit sie keinen einzigen Anfall von ihrem alten Uebel hatte, in eine eheliche Verbindung ihres Sohnes mit ihr. Das weise Benehmen ihres Gatten gegen sie, ließ sie nie in ihre alten Fehler zurückfallen. Sie wurde die beste Frau, und erwarb sich bald aller Liebe und Hochachtung.

In häuslicher Ruhe schwand Karln und Karolinen eine lange Reihe von Jahren da-

hin. Ihre Kinder, zwey Söhne und eine Tochter, erhöhten das Glück ihres Lebens sehr, denn sie kamen in allen Tugenden ihren Eltern gleich. Sorgfältig wurde bey der Bildung der Tochter alles vermieden, was ihre Eitelkeit nähren und sie zum Eigensinne verleiten konnte. Eitelkeit, sagte Karoline oft, ist der Erbfehler aller Mädchen; faßt sie einmahl zu stark Wurzel, dann verdirbt sie Kopf und Herz, und wird zur Quelle mannigfaltiger Leiden.

Noch lebt diese Tochter in einer sehr glücklichen Ehe, ihre Brüder starben vor einigen Jahren, der eine in London, der andere an der südlichen Grenze von dem gesegneten Ungarn.

XVII.

An zwey Freunde, kurz vor ihrer Trennung.

Bey Uebersendung einiger Vergißmeinnichtchen.

Die ersten Blümchen dieser Art,
Die ich in diesem Lenz gefunden,
Sind, Theuersten, für Euch bewahrt,
Für Euch in einen kleinen Strauß gebunden.

Nehmt sie mit einem heitern Sinn
Aus Eures treuen Freundes Händen;

Sie deuten still auf Liebe hin
Und Treue, wie sich auch die Tage wen-
den! —

Nicht immer grünt die schöne Au,
Nicht immer lächelt uns die Sonne;
Die Tage werden öfters rauh,
Es wechseln Schmerz und Gram mit süßer
Wonne.

Auch mir und meinem Hoffnungssinn
Wird bald manch' liebes Blümchen sinken,
Ein fremdes Lüftchen weht sie hin,
Und nie mehr werden sie mir freundlich
winken.

Besuchen werd' ich dann die Flur,
Doch ohne mich wie sonst zu freuen;
Dein schöner Anblick, o Natur!
Wird oft den Schmerz, wird oft den Gram
erneuen.

Doch geht! — Euch winket höh're Pflicht,
Und wenn uns Berg und Thäler scheiden,
Dann, Freunde, dann vergeßt mein nicht!
Vergeßt mein nicht in Freud' und nicht in
Leiden.

XVIII.

An Eleonore,

eine würdige Erzieherinn.

Zu ihrem Geburtstage.

Laß Dir heute, Freundinn, sagen,
Daß von vielen frohen Tagen
Dieser mir der liebste ist;
Und erlaube, daß Dein Gatte,
Der dazu den Auftrag hatte,
Dich in meinem Namen küßt.

Dieser Tag, der Dir Dein Leben,
Eine Freundinn mir gegeben,

Festlich sey er immer mir;
Freundlich lächle stets die Sonne
Stille Ruh und stille Wonne,
Sanfte, holde Freundinn, Dir!

Nimm mit liebevollem Herzen,
Was mit leisen, süßen Schmerzen
Jüngst ein großer Dichter sang; *)
Nimm für Deine Lieb' und Güte
(Deiner Tugend schöne Blüthe)
Meiner Seele wärmsten Dank.

Stehe lange, so wie heute,
An des treuen Gatten Seite,
Ebne seinen Lebenspfad,
Und bey redlichem Bemühen,
Beßre Menschen zu erziehen,
Keime Euch die schönste Saat.

*) Schillers Trauerspiel: Das Mädchen von Orleans, das diesem Gedichte beygelegt war.

Einstens, wann wir, Freundinn, scheiden,
Wann mein Blick nicht mehr mit Freuden
Still auf Deinem Antlitz ruht;
O dann lindre meine Schmerzen
Der Gedanke: Ihre Herzen
Sind auch fern mir immer gut.

Und wann einst sein frömmstes Sehnen
Eigner Heerd und Gattinn krönen:
Dann erzählt an ihrer Brust
Euer Freund von jenen Stunden,
Wo er Eure Lieb' empfunden,
Von Euch oft mit Schmerz und Lust.

XIX.

An Molly.

Nur noch wenige Stunden, liebe Molly, und Du bist nicht mehr in meiner Nähe! Es trennt uns bald ein Zwischenraum von vielen Meilen und wir sehen uns vielleicht auf diesem Planeten nie wieder. Laß mich in diesen letzten Augenblicken noch einige freundschaftliche, vertrauliche Worte zu Dir reden. Liebe, theure Molly, mein Herz ist voll Wehmuth, und in mein Auge drängt sich die bittre Thräne der Trennung. Oeffnen will ich Dir mein Herz und in weni-

ge, ach, in die letzten Worte die Wünsche drängen, mit denen ich Dich ins väterliche Haus und in das größere Leben begleite. Ich denke Dich an meine Seite, drücke Dir traulich die Hand und sehe, wie das, was ich Dir, so nahe der Trennung, noch sage, nicht ohne Eindruck bleibt.

Zuerst meinen herzlichen Dank für die vielen Freuden, die Du mir, Deinem Lehrer und aufrichtigen Freunde, immer gewährt hast. Sehr oft hast Du dadurch mein Herz gerührt, und in mir Hoffnungen geweckt, die, wenn sie in Erfüllung gehen, Dich und alle die beglücken werden, die Theil an Dir nehmen. O Molly, liebe Molly, laß mich, laß alle die Deinigen diese süße Freude erleben!

Du stehest in Deinem vierzehnten Jahre, in einer Lebenszeit, wo das Herz sich

zu erweitern, wo es bis jetzt noch unbekannte Bedürfnisse zu fühlen, höhere Freuden und eine neue, freundliche Welt zu ahnden anfängt. Rein ist noch Dein Herz, noch nicht entweiht durch niedre Begierden der Sinne; o wohl Dir, Molly, daß Du mit einer unbefleckten Seele eintreten kannst in jene neue Welt von Gefühlen und Ahndungen, von Hoffnungen und Empfindungen inniger Sehnsucht. Es ist eine schöne Welt, liebes Mädchen — doch nur für den guten, edlen Menschen. Ja, meine Theure, der Mensch ist nicht geschaffen, um herumzukriechen auf der Erde gleich dem Thiere, noch unter erdrückenden Lasten, gleich ihm, sich zum Grabe zu schleppen. Ach, wenn nur das der Zweck seines Daseyns wäre, würde es wohl der Mühe werth seyn, zu leben? Schöner, freundlicher soll ihm die Welt, soll ihm das Leben erscheinen. Siehe in

Dein Herz, meine Liebe! Entdeckst Du nicht Regungen in Deinem Innern, die auf etwas Edleres hindeuten? Molly, liebe, theure Molly, Tugend und Liebe sind es, die über Dein Daseyn einen sanftern Reitz, eine Anmuth und das Wesen einer reinern Freude verbreiten. Tugend und vertrauensvolle Liebe heben das Herz über das Gemeine und Alltägliche, geben uns ein edles Selbstgefühl und nähern uns dem, den jeder Gute ahndet und glaubt, dem Gott der Liebe, dem Gott der Frommen, der auch Dir, liebes Mädchen, immer gegenwärtig seyn möge! Laß Dein Bestreben allezeit dahin gehen, Dein besseres Selbst mit jedem Tage mehr zu veredlen und nur die mit inniger Liebe zu umfassen, die es werth, d. h. die wahrhaft und gut sind.

Wie sehr wünsche ich, liebe Molly, daß aus Dir ein edles, treffliches Mädchen

werde. O bilde, ich bitte Dich, vorzüglich die schönern weiblichen Gefühle aus. Sey immer sanft, immer bescheiden, duldsam, rein im Innern und sittsam im Aeußern, und laß nie heftige Leidenschaften Deinen Geist und Körper zerrütten. Eine Empfinderinn wirst Du nie werden, dieß befürchte ich nicht; aber Empfindsamkeit, oder jene Stimmung des Herzens, an allem Guten und Schönen, an den Freuden und Leiden unsrer Nebenmenschen leicht und warmen Antheil zu nehmen, diese Stimmung laß Dir empfohlen seyn. Dein Gefühl sey nicht verzärtelt, aber zart, Dein Herz nicht schwach, aber biegsam und theilnehmend.

Habe Zutrauen zu den Menschen, und liebe sie. Kränke niemanden durch Verleumdung und Spott. O die Menschen haben ohnedieß mit Widerwärtigkeiten genug zu kämpfen, warum sollte einer dem andern

das Leben noch mehr erschweren? Sprich lieber nichts, laß lieber den Verdacht, als wüßtest Du nichts zu sprechen, auf Dich kommen, als daß Du von Deinen Nebenmenschen Böses sprechest. Laß Dich nie — was bey Deinem Geschlechte so oft der Fall ist — durch unbedeutende Kleinigkeiten beleidigen; nie zerrütte heimlicher Groll und Haß Seele und Leib; Versöhnlichkeit ist ein schöner Zug in der Gesinnungsart des edleren Menschen. Nur das Gute suche auf an dem Menschen, was wolltest Du mit dem übrigen machen? Schreibe, wie eine weise Lehre lautet, Wohlthaten, die man Dir erweist, in Marmor, Beleidigungen, die Dir widerfahren, in den Sand.

Die Vermögensumstände Deiner guten Eltern, liebe Molly, lassen Dich für die Zukunft eine bequeme, sorgenfreye äußere Lage erwarten. Aber daß Dich dieses doch

ja nicht blende und Dich abhalte, Dir jene weiblichen Fertigkeiten und Kenntnisse zu erwerben, die man mit Recht von einer verständigen Hausfrau verlangt. Wir leben in Zeiten, wo eine traurige Erfahrung sehr viele, die auf dem höchsten Gipfel des Glücks standen, von der Wahrheit überzeugte: daß nichts vergänglicher sey als Reichthum, nichts bleibender und nützlicher als eine zweckmäßige Ausbildung seiner Kräfte.

Das, wovor mir hiebey am meisten bange ist, ist die Möglichkeit, daß Du, theure Freundinn, dem zerstreuenden, geräuschvollen Leben vielleicht zu viel Geschmack abgewinnest und Dich so an eine Lebensweise gewöhnest, die jetzt in den höheren Ständen zur Mode geworden, und für tausend und abermahl tausend Familien höchst verderblich ist. O wenn Dir Dein innerer Friede, und der Friede Deines Freundes lieb

ist, liebe, liebe Molly! so laß Dich von dem jetzt herrschenden Tone nicht hinreißen, und verirre Dich nicht von dem ziemlich einsamen und stillen, aber sichern Pfade des zurückgezogenen Lebens auf jene breite Straße, wo ein ewiges Gewühl die Sinne betäubt, und die bessern Gefühle des Herzens erstickt! Liebe das häusliche Leben, es biethet der schönsten und reinsten Freuden genug. Ach, siehe Dich nur um, Du wirst Frauen in Menge finden, denen das stille Leben in den Zimmern ihres Hauses zur Last wird, und die außer dem Hause in zerstreuenden Zirkeln Schutz gegen Langeweile suchen. Suche das wahre Glück nicht bey ihnen — sie sind in der That die bedauernswürdigsten Wesen und das Unglück ihrer Familien. Betrachte dafür jene Frauen, die mit Mäßigung die Freuden des geselligen Lebens genießen, und ihr größtes Vergnügen in dem kleinen Krei-

se ihrer Familie, an der Seite ihrer Gatten, in dem muntern Gewühle ihrer Kinder, in dem Umgange einiger wenigen edlen Freunde finden; die freygebig, aber nicht verschwenderisch, gesellig, aber nicht zerstreuungssüchtig, reinlich und von gutem Geschmacke, aber nicht modesüchtig, prunkliebend und eitel sind: betrachte solche Frauen, und sieh, wie heiter ihnen ihre Tage verfließen, wie sie Wohlseyn und Glück um sich verbreiten und es selbst genießen! O Molly — nur in dem stillen häuslichen Leben findet das edle Weib seinen Himmel. Suche ihn auch Du dort und Du wirst ihn finden!

Du wirst den Himmel finden! Ich wünsche Dir dieß von Herzen. Doch bin ich weit entfernt, Dir ein Leben voll Freuden, ein Daseyn ohne alle Leiden zu wünschen. Diese werden sich auch zuweilen einstellen, und Deine Tage trüben. Wohl Dir, wenn

Tugend und Religion dann Deine Schutzgeister und Trostengel sind. Trübsale werden Dir dann mehr nützen als schaden. Ein Leben ohne Leiden gleicht einem Gemählde ohne Schatten, einem heißen, ausdörrenden Sommer ohne erfrischenden Regen. Ein solches Leben wünsche ich niemanden. Ich habe selbst so manche, größtentheils innere, Leiden erfahren, und sie haben zu meiner Veredlung viel, sehr viel beygetragen; sie haben mich fest von der Wahrheit überzeugt: daß Leiden — gehörig benutzt — den Menschen in sich treiben, ihn Kräfte entdecken lassen, die er sonst nicht einmahl ahndete, ihn zu entschlossener Thätigkeit anspornen, sein besseres Selbst veredlen, ihn von dem Irdischen und Hinfälligen zu dem Uebersinnlichen und Unvergänglichen erheben, und zu dem herzstärkenden Glauben an eine Vorsehung und an ein anderes Leben leiten.

Noch vieles hätte ich Dir zu sagen, liebe Molly! aber ich will aufhören, und das übrige Deinem eigenen Nachdenken überlassen. Vergiß mich nicht! Erinnere Dich in jenen stillen Stunden, wo Dein Herz sich seinen bessern Empfindungen, Hoffnungen und Ahndungen überläßt, Deines treuen Freundes, dessen Freundschaft und Liebe Dich begleiten. Beyliegendes Medaillon bewahre als ein kleines Andenken von mir. Auf dem Altare, den Du daran erblickst, lodert aus einem Herzen die Flamme reiner, treuer Liebe, die auch Dein Herz erwärmen möge.

Gehe nun, Molly, gehe hin von der Seite Deines Freundes in die Arme guter Eltern und in das Gewirre der größern Welt. Des Himmels Segen begleite Dich, so wie der meinige. Leb wohl, liebe, theure Molly! leb wohl, auf ewig wohl! —

XX.

Sophie

oder

die Gefahren der Zerstreuungssucht.

Gestützt auf seinen rechten Arm, saß Raffner, ein Juwelenhändler, in einem Winkel seiner Stube, und brütete über einem Vorhaben, gegen welches sich anfangs sein Herz empörte, das ihn aber, nach seiner Meinung, nur noch allein retten konnte. Ein Verbrechen war es, das er begehen sollte. Er schwankte, und konnte lange zu keinem festen Entschlusse kommen. Von der

einen Seite schreckte ihn der Gedanke an die Verletzung der Pflicht, und an die Gefahren, die damit verbunden waren, von der andern Seite schwebte ihm lebhaft die große Verlegenheit vor, in der er sich befand, Schande und Spott, die ihm bevorstanden.

Er sprang von seinem Sitze auf, ging ein Paarmahl hastig in der Stube auf und ab, setzte sich dann wieder, senkte sein sorgenvolles Haupt auf beyde Hände, und klagte seine Frau als die Urheberinn seines Unglücks an. Ich Unglücklicher, sagte er, wie ruhig und froh könnte ich leben, wenn mir ein häuslicheres Weib zu Theil geworden wäre. Alles, was in meinen Kräften stand, habe ich gethan, durch erlaubte Mittel mein Vermögen zu erweitern, und meine äußerliche Lage so zu verbessern, daß ich hoffen konnte, auch im Alter sorgenlos zu leben. Aber konnt' ich denn bey aller meiner Be-

mühung etwas zurücklegen? O ihr Weiber, die ihr von Häuslichkeit nichts wißt, die ihr in die Welt hineinlebt, als wenn eure Geldquellen unversiegbar wären, o ihr fühlt es nicht, wie ihr nicht nur dem Manne das Leben verbittert, sondern ihn auch leicht durch eure Verschwendung und Zerstreuungssucht zu Schritten verleitet, die ihm den Frieden der Seele rauben, und ihn mit seiner Familie unglücklich machen. O Sophie! Sophie! wie hab' ich dich geliebt! mit welchem Vertrauen dich zu meinem Weibe gewählt! Unselige Liebe, unglückliche Wahl!

Raffner hatte Recht, so zu klagen. Sophie, seine Frau, machte ihn unglücklich. Von wohlhabenden Eltern geboren, war sie schon in ihrer zarten Jugend zu einem bequemen, üppigen Leben gewöhnt, setzte sie schon als ein kleines Mädchen fast alle ihre Wünsche durch, und wuchs mit den Jahren

auch in ihrem Eigensinne, und dem gefährlichen Hange zur Zerstreuung.

Ihre Eltern sahen ihr zu sehr nach, sie liebten selbst das geräuschvolle, gesellschaftliche Leben leidenschaftlich, stellten häufig große Gastereyen an, schwärmten Tagelang außer dem Hause in zerstreuenden Gesellschaften herum, und glaubten für ihre einzige Tochter nicht besser sorgen zu können, als wenn sie dieselbe mitnahmen, und an allen Lustbarkeiten Theil nehmen ließen. Sie wird, hieß es, einmahl auch auf einem großen Fuße leben, und muß daher schon frühzeitig mit dieser Lebensart bekannt gemacht werden.

Sophien gefiel dieses Leben ungemein wohl. Ihr ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie sie am meisten gefallen, und die andern Mädchen der Stadt verdunkeln könne. Die Natur hatte ihr viel Schönheit

und weibliche Anmuth, auch nicht gemeine Anlagen des Geistes geschenkt, aber diese vernachläßigte sie beynahe ganz, und verwendete ihre ganze Aufmerksamkeit bloß auf jene. Mit ihrer natürlichen Schönheit noch nicht zufrieden, suchte sie dieselbe mit Hülfe der Kunst, durch einen prächtigen Anzug, durch theure ausländische Schminken u. dgl. m. zu erhöhen. Dieß kostete ansehnliche Summen, aber die Eltern gaben sie willig her, um die Tochter nur bey guter Laune zu erhalten.

Nützliche Kenntnisse erwarb sich Sophie nur wenige, um Wirthschaftsangelegenheiten bekümmerte sie sich vollends gar nicht, und blieb daher mit weiblichen Arbeiten fast ganz unbekannt. Ihr Leben glich einem beständigen Wirrwarre; sie schwärmte Tag und Nacht in fröhlichen Zirkeln herum, und lachte ihre Tante aus, die ihr gelegentlich Vor-

stellungen über ihre Lebensart machte, und ihr voraus sagte, daß aus ihr kein gutes Weib werden, und daß sie einmahl leicht sehr unglücklich seyn könne.

Durch den ununterbrochenen Umgang Sophiens mit der feinen Welt, erwarb sie sich bald eine feine äußerliche Bildung; ihr Anstand war allerliebst; ihre Aussprache biegsam und wohltönend; die Worte, die ihr wie Honig aus dem Munde flossen, schön und gutgewählt; ihr ganzes Wesen empfindsam und einnehmend, und ihr äußerliches Betragen überhaupt anlockend und täuschend für den, der nur aufs Aeußere sah, und dem ein schärferer Blick ins Innere versagt war. Diejenigen, welche tiefer sahen, welche es wußten, worauf es bey dem Menschen eigentlich ankomme, und die das Talent hatten, Schein von Wahrheit zu unterscheiden; diese wurden freylich von So-

phiens schimmernder Außenseite nicht geblendet; sie gestanden ihr viel Anmuth zu, aber wünschten um so mehr, daß auch ihr Inneres der äußerlichen Bildung mehr entsprechen möchte.

Unglücklicherweise ließ sich Raffner, der reichste Juwelenhändler des Landes, ein Mann vom besten Rufe, durch Sophiens einnehmendes Aeußere täuschen, und trat mit ihr in eine eheliche Verbindung. Es währte nicht lange, so fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er sah Sophien, wie sie war, erblickte in ihr mehr eine niedliche Puppe, als ein edles, liebenswürdiges Weib, und bereuete seine Wahl.

Hatte Sophie als Mädchen großen Aufwand gemacht, so machte sie ihn als Frau, der ein beträchtliches Vermögen zu Gebothe stand, noch mehr. Da mußten die kostbarsten Möbeln angeschafft, eine glänzende Equi-

page gehalten, der Tisch mit den theuersten leckersten Gerichten besetzt, kostspielige Gastmähler gegeben, und Tag und Nacht in Gesellschaft herumgeschwärmt werden.

Zum Unglück war in der Stadt, wo Raffner wohnte, der Hang zu geselligen Zerstreuungen, in den höheren Ständen besonders, auf den höchsten Grad gestiegen. Die Damen nahmen so gut wie ihre Herren Theil daran, und spielten dabey die Hauptrolle. Da gab es eine Sonntagsgesellschaft, eine Dinstagsgesellschaft, einen Theezirkel, der sich Donnerstags versammelte, einen Leseklubb der drey Mahl in der Woche beysammen war, ein Freytagskränzchen, und noch ein Paar andere Gesellschaften, bey deren Errichtung man die besten Absichten hatte, denen aber der Erfolg nicht entsprach. Denn gewann gleich der gesellschaftliche Ton und die äußere Bildung dabey,

so hatte doch die dadurch begünstigte Zerstreuungssucht von der andern Seite ihre überwiegenden Nachtheile. Die Männer versäumten ihre Berufsgeschäfte, wurden durch den zu häufigen Umgang mit Weibern, und das nachgiebige, galante Betragen gegen dieselben, weibisch und schwach, verwendeten auf die Erziehung der Kinder nicht die nöthige Sorgfalt, und hatten eine Menge unnöthiger, oft sehr beträchtlicher Ausgaben.

Auf die Weiber wirkte es noch nachtheiliger. Sie verloren allen Sinn für die stillen, reinen Freuden des schönen Familienlebens, ließen ihre häuslichen Angelegenheiten in Unordnung gerathen, und ihre Kinder ohne mütterliche Pflege; suchten einander in Pracht und Aufwand zu übertreffen, und griffen die Kassen ihrer Männer an, lebten nicht für diese, sondern für die Welt und ihre Eitelkeit, nährten ihre Spott- und

Tadelsucht, und beförderten durch dieses alles ihr und ihrer Familien Verderben.

Sophie diente der ganzen Stadt zum redendsten Beweise davon. Ihr Streben, immer und überall die Hauptrolle zu spielen, raubte ihr so viel Zeit und Nachdenken, daß sie dabey alle ihre Pflichten als Hausfrau, Gattinn und Mutter vernachläßigen mußte. Ihr Putz lag ihr Tag und Nacht im Sinne. Wollte Raffner sich einmahl mit ihr unterhalten, so fand er sie entweder bey ihrer Toilette beschäftigt, oder mit Putzhändlerinnen und Putzmacherinnen in Unterhandlungen, oder nicht zu Hause, oder bey übler Laune; dann mußte es sich der gute Mann gefallen lassen, auf sein Zimmer zurück zu kehren, und sich selbst stumm zu unterhalten.

Oft traf es sich, daß Sophien in Gesellschaft nicht genug Weihrauch gestreut,

ihre Reitze nicht laut genug bewundert, oder wohl gar andere Damen ihr vorgezogen wurden. Dieß konnte sie in hohem Grade verstimmen. Mürrisch kehrte sie dann nach Hause zurück, tadelte alles, was ihr aufstieß, machte den Hausleuten ein böses Gesicht, und fuhr selbst den Gatten, der mit Liebe ihr entgegen kam, hart an, kurz, ihre böse Laune wurde ihr und allen, die sie umgaben, zur drückendsten Pein. Ihre häuslichen Angelegenheiten mußte sie fremden Leuten anvertrauen, die oft treulos waren, und nur sich zu bereichern suchten.

Sie kam mit einer Tochter nieder. Raffner wünschte, daß sie das Kind selbst stillen möchte. Dazu wollte sie sich aber durchaus nicht entschließen. Sie wäre keine Bauersfrau, meinte sie, und Raffner sah sich genöthigt, eine Amme anzunehmen. Zum Unglück war diese mit einer ansteckenden

den Krankheit behaftet, die auch das Kind bekam, und daran starb.

Ihr zweytes und letztes Kind, auch eine Tochter, wurde von der zerstreuungssüchtigen, unmütterlichen Mutter gleichfalls vernachläßigt, und ganz der Aufsicht einer leichtsinnigen Kindermagd anvertraut. Diese ließ es einmahl aus dem Fenster fallen. Amalie (so hieß es) fiel sich zwar nicht todt, nahm aber einen bedeutenden Schaden. Die rechte Schulter war stark verrenkt, und Amalie bekam von diesem Falle einen Höcker. Die Mutter schämte sich des ausgewachsenen Mädchens, und betrug sich gegen die arme Amalie so, als wäre sie nicht ihre Tochter.

So sehr wurde Sophiens Herz durch den Hang nach Zerstreuung und gesellschaftlichen Lustbarkeiten verderbt. Die edelsten Gefühle wurden erstickt, und der schöne Sinn für häusliches Glück, das doch das

schönste und reinste Glück des Lebens ist, ganz abgestumpft.

Raffner sah dieß, und sein Herz blutete; aber er hatte nicht Muth genug, der Lebensart seiner Frau Einhalt zu thun, er sah, daß die ganze Stadt (die wenigen Vernünftigen ausgenommen) ihm dieses übel auslegen und er der Spott der feinen Welt werden, daß seine Frau ihn einen Tyrannen schelten, und ihm sein Leben auf alle mögliche Art verbittern würde.

Mehrmahls versuchte er, ihrem rasenden Aufwande Grenzen zu setzen, aber damit hörte auch der Hausfriede auf. Sophie fing an zu schmollen, ihm bittre Vorwürfe zu machen, und alles durch ihre böse Laune zu drücken. Wollte er Friede haben, so mußte er es beym Alten lassen. Als er einmahl einen ihrer Wünsche, dessen Erfüllung mit einer Ausgabe von mehrern Tau-

senden verbunden war, durchaus nicht befriedigen wollte, fiel sie in eine Krankheit, die, wie sie sagte, ihr den Tod bringen würde. Der Arzt, der ihre Gemüthsart kannte, kam bald hinter die wahre Ursache dieser erdichteten Krankheit, und gab Raffnern lächelnd zu verstehen, daß er in dieser gefährlichen Krisis keinen der Wünsche seiner Gattinn abschlagen sollte, weil dieß ihr Uebel leicht verschlimmern könnte. Raffner verstand ihn, befriedigte jenen Wunsch des eitlen Weibes, und Sophie ward — zum Erstaunen der ganzen Stadt — noch an demselben Tage wieder vollkommen gesund.

Die Bildung ihrer Tochter vernachlässigte sie ganz; zu ihrer heimlichen Freude starb Amalie in ihrem siebenten Jahre an den Folgen der Masern.

Zehn Jahre lang ging es in dem Raffnerschen Hause so fort, jetzt fing er es an,

zu spüren, daß wenn die Lebensart seiner Frau noch ein Paar Jahre so fortgehen sollte, er endlich zum armen Manne werden müsse. Er verhehlte ihr seine Besorgniß nicht, aber sie tröstete ihn mit der Hoffnung reicher Erbschaften, die ihr aber nie zu Theil wurden. Unglücklicherweise brachen in einer Nacht Diebe in sein Gewölbe, und stahlen eine Menge der kostbarsten Juwelen. Der Schade belief sich sehr hoch, und gab Raffners Vermögensumständen einen großen Stoß. Und doch schränkte das verwöhnte Weib auch jetzt ihren Aufwand noch nicht ein.

Endlich kam es so weit, daß Raffner, der vor einigen Jahren ein ansehnliches Vermögen besaß, tief in Schulden steckte, und einem schimpflichen Bankerotte nahe war. Dieß schlug sein Herz sehr nieder. Er kannte seine Miteinwohner, er wußte, daß sie

es ihm übel genommen hätten, wenn er der Lebensart und dem Aufwande seiner Frau Grenzen gesetzt hätte, und daß sie ihn doch jetzt, bey seinem Falle, mehr bespötteln und tadeln als bedauern würden. Der Gedanke, der Gegenstand ihres Mitleids und Spottes zu werden, die Besorgniß, daß Sophie ihm immer mehr zur Last werden würde, dieß und andere Gedanken und Gefühle versetzten ihn in einen Zustand der Verzweifbung, machten ihn, den rechtschaffenen, aber etwas schwachen Mann, in der Tugend wankend, und brachten ihn endlich zu einem Entschlusse, der die Ruhe seiner Seele und das Glück seines Lebens auf ewig vernichtete.

Raffner sank zum Betrüger herab. Er stellte falsche Wechsel aus, und verbesserte dadurch in etwas seine Lage. Allein die Rache der Gerechtigkeit blieb nicht lange aus.

Sein Gewissen machte ihm über sein Verbrechen die bittersten Vorwürfe; er hatte nirgends Ruhe; immer schwebte der schreckliche Gedanke: daß er sich zum Betrüger herabgewürdigt habe, vor seiner Seele, und mehrmahls war er im Begriff, an sich selbst zum Mörder zu werden. Sein melancholisches Wesen, das ihn von nun an wie ein Gespenst verfolgte, war jedermann auffallend, man sprach im Geheim davon, und ahndete nichts Gutes. Nach einigen Monathen wurde der Betrug mit den Wechseln bemerkt; man stellte strenge Nachforschungen an, und kam dem Urheber glücklich auf die Spur.

Raffner merkte dieß, und entfloh eiligst aus der Stadt; allein man schickte ihm Steckbriefe nach; er wurde in Sachsen ertappt, und dem Gerichte, unter welches er gehörte, ausgeliefert. Vor Scham außer

sich, mehr todt als lebendig, wurde er durch einige Straßen seiner Vaterstadt geführt; alles drängte sich hinzu, um ihn zu sehen; der Pöbel warf mit faulen Eyern nach ihm; seine wahren Freunde beweinten sein Unglück; die übrigen gönnten es ihm und sagten: Er hätte sein Weib kürzer halten, und dem rasenden Aufwand der eitlen Närrinn bey Zeiten Grenzen setzen sollen.

Raffner war nun der unglücklichste Mann von der Welt, unglücklich besonders durch die herzzerreißenden Vorwürfe, die ihm sein Gemüth machte. Der tiefste, finsterste Kerker war jetzt sein Aufenthalt. Seine Frau besuchte ihn ein einziges Mahl, und kränkte den Unglücklichen durch harte Vorwürfe. Sie sey durch ihn, sagte sie, ins tiefste Elend gestürzt worden; durch sein Verbrechen habe er Schande und Spott über sie und ihre Familie gebracht, er werde dieß vor der

Welt und vor Gott nicht verantworten können.

Raffner hörte diese Reden, die in sein Herz einschnitten, Anfangs geduldig an, endlich verlor er die Fassung, und wendete sich unwillig von der Nichtswürdigen. Freylich! freylich! sagte er im bittern Tone, hätte ich mehr Mann seyn, und die eitlen Wünsche eines so unvernünftigen Weibes nicht befriedigen sollen. Freylich war es meine Pflicht, mein Elend mit Standhaftigkeit zu ertragen und dabey rechtschaffen zu bleiben. Aber du — böse Thörinn — ja du trägst doch einen großen Theil der Schuld, du hast mein Verbrechen und mein Unglück veranlaßt. Entferne dich aus meinen Augen, und laß mich allein für meine Thorheit und mein Vergehen büßen.

Die Nichtswürdige entfernte sich, und verließ den Tag darauf die Stadt. Raff-

nern verurtheilten die Gesetze zu dreyßigjähriger Zuchthausstrafe; auch mußte er drey Tage nach einander, an jedem drey Stunden, am Pranger stehen.

Er überlebte nicht das zweyte Jahr seiner Strafe, sondern starb vor Gram und Verzweiflung. Oft soll er, wenn der Gefängnißwärter ihn besuchte, ausgerufen haben: Männer, hüthet euch vor Weibern, die die Zerstreuung lieben, und keinen Sinn für das stille häusliche Leben haben! Sie machen euch unglücklich! Und habt ihr Töchter, o so gewöhnt sie, wenn euch ihr und euer Wohl am Herzen liegt, frühzeitig an eine eingezogene, stille Lebensart! Verwahret sie vor dem Gifte der Eitelkeit und des üppigen Lebens, und verwöhnt sie nicht durch eine zu große Nachsicht und Befriedigung ihrer oft sehr thörichten Wünsche!

Sophie schlug sich einige Jahre in der Welt herum. Da sie nichts verstand, was man von einer geschickten, würdigen Frau zu verlangen berechtigt ist, so konnte sie nirgends ein festes Unterkommen finden. Sie trieb sich im Elende herum, und verlor endlich ihren Verstand. An einem trüben Apriltage zogen einige Fischer aus dem Rheine eine todte Frau heraus. Nach einer gerichtlichen Untersuchung ergab es sich, daß es Sophie war. Wahrscheinlich hatte sie sich in ihrem Wahnsinne in den Fluß gestürzt. Man begrub sie im Stillen, und keine Thräne floß auf ihren Grabeshügel.

Ihr Töchter Deutschlands, euch zur Warnung erzählte ich diese Geschichte. O vermeidet schon in eurer Jugend Sophiens Irrwege; der üble Ton der Welt reiße euch nicht hin, raube euch nicht den schönen, liebenswürdigen Sinn für stille Tugend und

die sanfteren Freuden des eingezogenen häuslichen Lebens. Edle Kräfte liegen in euch, bildet sie sorgfältig aus, und werdet, was in den ältern Zeiten so viele Deutsche Frauen waren, werdet Beglückerinnen rechtschaffener Familien.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für die Jugend empfehle ich folgende Schriften, die bei mir erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind.

Blasche, B. H. der technologische Jugendfreund oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben 3 Theile mit vielen Kupfern. Jeder Theil einzeln. 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl. 12 kr.

Ewald, Dr. J. L. Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. 2 Bände. Mit 8 Kupf. u. Musik. Auf Velinpapier und verändertem Formate. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Vorstehendes Buch auf Schreibpap. mit 8 Kupf. 2 Rthlr. 16 gr. o. 4 fl. 51 kr.

Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupf. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Ewald, Dr. J. L. Der gute Jüngling, Gatte und Vater oder Mittel um es zu werden. 2 Bände. Mit 8 Kupf. Auf Velin-

papier und verändertem Formate. 5 Rthlr. 12 gr. oder 10 fl. 3 kr.

Dasselbe auf Schreibpap. mit 8 Kupf. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 24 kr.

Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupf. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 15 kr.

Dessen Communionbuch gr. 8. Auf Druckpapier 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Dasselbe auf Schreibpap. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Fröbing, J. L. der Menschenbeobachter. Ein Lesebuch für alle Stände. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Glatz, J., Minona, ein unterhaltendes Lesebuch für junge Mädchen von 7 bis 12 Jahren zur Bildung ihrer Sitten. Ein Seitenstück zur Iduna und Theone. Mit 1 Kupf. u. V. 8. 1807.

— Theone. Ein Geschenk für gute Töchter, zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühles. Ein Seitenstück zur Iduna und Minona, 2 Theile m. K. 1806. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

— Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beyspielen und Erzählungen, 2 Theile, mit Kupf. 8. (wird zur Jub. M. 1807. fertig.)

Robinson, le nouveau, pour servir à l'amusement et à l'instruction des Enfans par M. Campe. Traduction revue et corrigée d'après la dernière édition originale, enrichie de notes allemandes et d'un vocabulaire complet par J. B. Engelmann. Sec. Edit. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Robinson the Younger by Mr. Campe. Translated from the german revised and corrected, to which is added a german explanation of the words. Second edition 1807. (wird zur Jub. M. 1807. fertig.)

Snells, J. P. L. Sittenlehre in Beispielen für Bürger und Landleute, 2 Theile. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— Sittenlehre für Kinder. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Spielalmanach für die Jugend von Guths-muths, 2 Jahrgänge. Mit vielen Kupfern. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Steigentesch, v. A. F. Gedichte. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Suschens Aussteuer, eine Geschichte der Frau von Sanneterre; von ihr selbst erzählt. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Inhalt.

		Seite
I.	Das blinde Fräulein Paradies, in Wien.	3
II.	Emilie.	27
III.	Die Spötterinn. . .	51
IV.	Molly und Fanny, oder Empfindsamkeit und Empfindeley. .	73
V.	Elise am Grabe ihrer Mutter.	88
VI.	Hannchen. . . .	91
VII.	Das Raubschiff. (Fortsetzung.)	109
VIII.	Mariane. (Fortsetzung.) .	123
IX.	Die unglücklichen Tage. (Fortsetzung.)	132

Seite

X. Hannchens Reise. (Fortsetzung.) 147

XI. Edelmuth in niedern Ständen. (Fortsetzung.) . . . 176

XII. Die Freundschaft. (Fortsetzung.) 189

XIII. Die Hochzeit. (Beschluß.) 200

XIV. Der Eremit. . . . 226

XV. Erinnerung an Elise. . 324

XVI. Die Wahnsinnige. . . 327

XVII. An zwey Freunde. . 357

XVIII. An Eleonore. . . 360

XIX. An Molly. . . . 363

XX. Sophie, oder die Gefahren der Zerstreuungssucht. . . 374

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Iduna ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend

Bd.: 2

Frankfurth a. M. 1807

Paed.pr. 1237-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759813-3